Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 12 — Bremen-Berlin, den 18. März — 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Die Wahrheit wird euch frei machen. Von Martha Zietz. — Wie die Alten sungen . . . — Klingers Beethoven. Von O. Hartwich. — Die russische Kirche. V. Von G. Schönwald. — Eduard Mörike. I. — Bemerkung der Redaktion. — Vom Büchertisch.

Die Wahrheit wird euch frei machen.

Wie mancher Mensch kann die Wahrheit nicht vertragen, wie mancher nimmt während seines ganzen Lebens zu Lügen und Verstellung seine Zuflucht, nur um der Wahrheit auszuweichen, von der er weiß, daß sie seinem ganzen Leben eine andere Richtung geben würde, daß sie ihn unerbittlich zwingen würde, mit alten, liebgewordenen Gewohnheiten zu brechen, Menschen, an denen er mit ganzer Seele hing, aufzugeben, weil er erkannt hat, daß das, was ihn zu diesen Gewohnheiten trieb, im grunde Egoismus war, und daß jene Menschen die das Beste in ihm fördern sollten (denn das allein sind unsere wahren Freunde), seinem ganzen Leben nicht den Stempel einer alles verzeihenden Milde und tatkräftiger Energie aufdrücken konnten, sondern ihn in Gefahr brachten, hart, ungerecht und schlaff den Kämpfen des Lebens gegenüber zu werden. Sobald wir einen Irrtum erkannt haben als solchen, sobald sollen wir alles daran setzen, uns frei von seinem Einfluß zu machen. Freilich, das erfordert Kraft und Ausdauer. Nicht mit Unrecht ist die Sünde gegen den heiligen Geist als die unverzeihlichste hingestellt worden. Wer gegen seine bessere Erkenntnis aus Bequemlichkeit oder Feigheit am Irrtum festhält, dem kann Jesu Leben, das ein ewiges Überwinden der Schwachheit war, nichts für sein Leben geben. Wir sollen Geduld mit der Schwachheit anderer haben, nicht mit unserer eigenen. Freilich, wir dürfen nicht verzagen, wenn wir nicht von einem Tage zum andern innerlich frei werden; wir müssen immer wieder Kraft suchen in dem Gefühl, daß Gott dem Suchenden hilft, müssen an Jesu Kämpfen und Ringen lernen, denn er hat uns versprochen, uns die Wahrheit zu geben. Menschenhülfe verläßt uns in solchen Kampfeszeiten; vielleicht weil sie es für Narrheit hält, alle Kraft an innere Konflikte zu setzen, vielleicht weil es ihr an Geduld fehlt, uns in unseren Niederlagen zu trösten und zum Ausharren anzuspornen. Wer je um die Erkenntnis der Wahrheit gerungen hat, der kennt auch jene Momente höchster Angst, in denen man fürchtet, auf halbem Wege liegen zu bleiben, nicht die Kraft und die Elastizität des Geistes zu haben, um das Ziel zu erreichen. Dann muß man nicht von Menschen Hülfe erwarten, Gott allein, die ewige Quelle alles Guten und Wahren, kann dann helfen.

Welche neue Lebensfreude durchdringt den Menschen, welche ungeahnten Kräfte, das Gute im Leben zu fördern und hervorzusuchen findet er dann, wenn die Wahrheit ihn innerlich frei gemacht hat. Freilich, das ganze Leben ist ein Suchen nach Wahrheit, stets muß man den einen oder anderen Irrtum überwinden. Aber jedes neue Finden der Wahrheit bringt ein Glücksgefühl im Menschen hervor, das den Kampf reichlich lohnt, das das Leben lebenswert macht. Die Wahrheit, die strenge, unerbittliche und doch so milde machende Wahrheit ist die eigentliche Krone des Lebens. Wir sollten alles daran setzen, zu ihr zu gelangen, denn erst im Bunde mit ihr sind wir im stande, zum wahren Gotteskinde zu werden, erst die Wahrheit wird uns zeigen, daß wir das Glück nicht in der Welt, sondern in uns, in unserer vollen Gemeinschaft mit Gott, mit allem, was göttlich im Leben ist, finden werden.

Martha Zietz.

Wie die Alten sungen . . .

Der „Fall Fischer" hat noch nicht seinen definitiven Abschluß gefunden; noch immer gehen die Wogen der Entrüstung hoch, wenngleich der Sturm auch nicht mehr so gar vernehmlich tobt; und daß der Unwille über den nichts weniger als vornehmen Ton des Konsistoriums je ganz schwinden wird, ist schwer zu glauben, meiner Meinung nach aber auch durchaus nicht zu wünschen. Es wird doch gut sein, wenn alle diejenigen, die von Herzen evangelische Christen sind, dabei zugleich als moderne Menschen für die Freiheit der theologischen Wissenschaft und für die Verkündigung ihrer mühsam errungenen Ergebnisse an die sogenannten Laien eintreten, für künftige Zeiten den Spruch des Konsistoriums im Gedächtnis behalten. Unzulängliche christlich-theologische Durchbildung, Klarheit und Reife, — sich in einem Entwicklungs- und Übergangsstadium zu befinden, aus dem es ihm mit Gottes Beistand gelingen kann, sich zu einer Erfassung des wahren Wesens der christlichen Religion hindurch zu arbeiten, hat man einem Manne vorgeworfen, der in Ehren im Amt ergraut ist und dem soeben erst honoris causa der theologische Doktortitel von der Fakultät zu Königsberg verliehen ward, die doch auch, sollte man meinen, ein Körnlein Verständnis dafür haben wird, ob jemand theologisch durchgebildet ist oder nicht; jedenfalls wird sie so viel Verständnis dafür zum mindesten auch besitzen, wie manch ein Mann, der seiner Orthodoxie halber im Hohen Rate sitzt, und dessen wissenschaftliche Tätigkeit seit seiner Studienzeit sich vielleicht darauf beschränkt, Broschüren à la Lasson und eine oder mehrere positive Zeitschriften zu lesen.

Kein Zweifel, daß fast alle ehrlich denkenden evangelischen Christen, als sie das Urteil des Konsistoriums zum ersten

Male lasen, voller Unwille der Meinung waren, eine solche Tonart sei unerhört und noch nicht dagewesen. Der Unwille ist leider nur zu berechtigt; und dennoch dürfte das Konsistorium mit Recht ausrufen: „Ihr irrt! Ich habe dergleichen mir schon öfter erlaubt!" In der Tat, wer sich die Mühe macht, die Vergangenheit ein klein wenig zu durchforschen, wird leicht finden, daß die Behörde z. B. im „Fall Sydow" sich parallel laufende, ähnliche Kühnheiten herausgenommen hat. Der „Fall Sydow", der seinerzeit viel Staub aufgewirbelt, verdient es, gerade jetzt aus dem Grabe der Vergessenheit wieder ans Tageslicht geführt zu werden, da er dem „Fall Fischer" in vielen Punkten ähnlich ist. Auch damals handelte es sich um einen allgemein beliebten, in ehrwürdigem Alter stehenden Prediger — Sydow war 72 Jahre alt; auch damals ward ein mit dem theologischen Ehrendoktor geschmückter Kanzelredner gemaßregelt; auch damals war der Anlaß ein Vortrag, in dessen Mittelpunkt die Person Jesu stand. Sydow war 1800 geboren, wurde 1822 Repetent am Berliner Kadettenhaus, 1828 Prediger an der Anstalt, 1836 Hof- und Garnisonprediger zu Potsdam und 1846 Prediger an der Neuen Kirche zu Berlin. Mit der größten Liebe und Ehrfurcht hing seine Gemeinde an ihm. Allein 1872 eröffnete das Konsistorium das Disziplinarverfahren gegen ihn, eines Vortrags wegen, den er im Berliner Unionsverein über „Die wunderbare Geburt Jesu" gehalten hatte. Sydow sprach in dem Vortrage Ansichten aus, über die heute unter der Mehrzahl wissenschaftlicher Theologen kein Streit mehr ist. Aber das Konsistorium sah, wie noch heute, so schon damals darin eine grundstürzende Ketzerei und entsetzte ihn seines Amtes, freilich ohne bleibenden Erfolg. Denn der Evangelische Oberkirchenrat hob das Urteil auf und beließ es bei einem verschärften Verweis. Auf die Einzelheiten in diesem Lehrprozeß, so interessant sie an sich sind, kann hier nicht näher eingegangen werden; das konsistoriale Urteil suchte seinen Spruch auf alle mögliche und unmögliche Weise, selbst durch Hinweis auf Sydows politische Anschauungen, zu rechtfertigen. Aber auf einen Passus im Urteil der Behörde möchte ich doch hinweisen und ihn wörtlich anführen, weil er in seinem Ton zu sehr an denjenigen erinnert, der Fischer gegenüber angeschlagen worden ist. Es heißt dort:

„Dr. Sydow beruft sich auch auf die vielen ehrenden Zeugnisse der Liebe, der Zustimmung und des Vertrauens, welche ihm auch noch nach der Veröffentlichung seines Vortrages und nachdem die Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen ihn bekannt geworden, zugegangen sind. Es soll dies nicht bezweifelt, vielmehr anerkannt werden, daß er durch sein freundliches, heiter gemütliches und wohlwollendes Wesen, seine vielseitige humanistische und auf das Sittliche gerichtete Bildung bei einer reichen natürlichen Begabung, welche er nur nicht zu theologischen Studien genügend verwendet hat (!), und ebenso durch seinen rechtschaffenen, anständigen und mit würdiger Repräsentation geführten Wandel sich in ausgedehnten Lebenskreisen große persönliche Achtung und herzliche und dankbare Zuneigung erworben hat. Diese guten und liebenswerten Eigenschaften müssen für ihn die menschliche Teilnahme kräftig erregen; sie reichen aber nicht aus und bestimmen nicht die Befähigung und Würdigkeit zum geistlichen Amt in der evangelischen Kirche, und wenn in diesem seine geistliche Wirksamkeit in einem langjährigen Berufsleben in Betracht gezogen wird, so kann dieselbe nicht als eine hervorragende und für das kirchliche Leben besonders fruchtbare bezeichnet werden; es hat ihr vor allem an der Fülle und Energie der evangelischen Wahrheit gefehlt (!)."

Aus diesen Worten des Konsistoriums spricht einmal schon beißende Ironie. Denn ein „freundliches, heiter-gemütliches und wohlwollendes Wesen" usw. sind freilich Eigenschaften, die man an einem Menschen nicht genug schätzen kann. Allein im Munde des Konsistoriums wird das Lob dieser Tugenden und Eigenschaften als der einzig guten an einem Theologen und Kanzelredner zur Ironie und erinnert zu sehr an das peinliche Urteil: „Ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant". Und daß die Behörde es wirklich in diesem Sinne meint, zeigt ihre Bemerkung, Sydow habe seine natürliche Begabung nicht genügend zu theologischen Studien verwendet! Hier wird die Ironie zur kränkenden Beleidigung. Und das einem äußerst tüchtigen, 72jährigen Theologen gegenüber! Die theologische Fakultät zu Jena wird schwerlich diesem Manne den Doktortitel verliehen haben seines heiteren, gemütlichen Wesens usw. wegen, und weil er seine reiche Begabung zu anderen, nur nicht zu theologischen Studien benutzt hat. Gleich kränkend und beleidigend einem ehrwürdigen, eifrigen Theologen gegenüber sind aber auch die Erklärungen, daß seine Eigenschaften nicht ausreichen für die Befähigung und Würdigkeit zum geistlichen Amt, und der bittere Vorwurf, es habe seiner Wirksamkeit an Fülle und Energie der evangelischen Wahrheit gefehlt.

Wer die Melodie, die hier erklingt, vergleicht mit dem Ton, der Fischer gegenüber angeschlagen worden ist, wird nicht mehr zu gewaltig erstaunt sein, sondern das Haupt ernst wiegen und sprechen: „Wie die Alten sungen . . ." Das Konsistorium wandelt pietätvoll in den Bahnen seiner Vorfahren, nur daß es freilich noch kühner, um es milde auszudrücken, auftritt. Aber gerade das zeigt uns, welcher Gefahr wir entgegen gehen, wenn wir die Erregung über den „Fall Fischer" verpuffen lassen und nicht mit allen uns zu Gebote stehenden Kräften darauf hinzuwirken suchen, daß das Prinzip, dem man oben huldigt, und das, je verrosteter es ist, um so gefährlicher und unheilvoller wirkt, beseitigt, geändert wird. Viele wähnten, man sei in unserer Zeit sicher vor einem konsistorialen Verfahren, wie es in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts herrschte. Und nun? — Difficile est, satiram non scribere!

Klingers Beethoven.

Wer Dresden häufiger besuchte, ohne die Sixtinische Madonna gesehen, oder Bayreuth öfter berührte, ohne eine Parsifal-Aufführung miterlebt zu haben, wird nach allgemeinem Urteil unter die Ungebildeten gerechnet. Ähnliches darf man in neuerer Zeit auch mit Bezug auf die Besucher Leipzigs sagen, seitdem das dortige städtische Museum in den Besitz des Klingerschen Beethovens kam. Schon die früheren Schöpfungen Max Klingers, die gleichfalls hier ihre Heimstätte haben, die Salome, die Kassandra, das badende Mädchen und die Bronzestatuette des Athleten sind viel besucht, umstritten und bewundert worden; doch die Perle des Museums ist der Beethoven. Aber auch diesem Meisterwerke ergeht es ähnlich, wie denen von Dresden und Bayreuth: die meisten der Besucher kommen, um als „Gebildete" doch auch dagewesen zu sein, und ergehen sich in einigen verhimmelnden oder auch kritischen Phrasen, die sie schon irgendwo aufgesammelt haben, ehe sie noch selber schauten; aber für die künstlerische Intuition des Meisters, für die große schöpferische Idee, die ihn zur Erschaffung seines Werkes trieb, bleiben sie oft blind und taub. Sie haften an den Teilen des künstlerischen Materials, an dem Detail der künstlerischen Formgebung, doch die gestaltende Empfindungs- und Gedankenwelt der Künstlerseele, die in dem Werke selbst als einem Ganzen ihren einheitlichen Ausdruck fand, bleibt ihnen dabei leicht verborgen. Die einen sprechen mit enthusiastischer Wärme von dem gelungenen Wagnis, eine gewaltige Bronzemasse mit ganz verschiedenfarbigen Marmor- und Alabasterblöcken, mit Elfenbein, Opal und Jaspis, mit Perlmutter und Achaten zu einem Ganzen zu vereinen. Sieht doch der in seinem Grundton bläulich-violette, von weißen Äderchen durchzogene Marmorsockel, auf welchem der massive bronzene Thronsessel steht, so selbstverständlich aus! Ist es doch weiter auch gelungen, diesem gewaltigen Thronsessel den Charakter der Schwere zu nehmen, indem die innere Rückwand nach oben hin gesäumt wird durch ein tief himmelblau wirkendes, breites Band, das

aus Opalen und geschliffenen Glasflüssen, aus Achaten, Jaspis und Perlmutterblättchen zusammengesetzt und von elfenbeinernen Engelsköpfchen unterbrochen ist, so daß man den Eindruck des Schwebenden empfängt! Ist andererseits doch auch wieder die, aus weißlich-gelbem Marmor geschaffene, nackte, olympische Gestalt des Beethoven, der da, das rechte Bein über das linke geschlagen, in vornübergeneigter Haltung sitzt, gar nicht von dem Thronsessel getrennt zu denken! Und ist doch endlich der bräunliche, faltige Mantel aus poliertem Alabaster, der Leib und Oberschenkel deckt, so leicht über die Gestalt geworfen, daß man die Empfindung hat, er könne herabgleiten! Dazu der Adler aus schwarzem Marmor, der mit leicht gehobenen Flügeln zu den Füßen des Gewaltigen sitzt und ihm ins Auge schaut, als warte er auf eine Botschaft, die er überbringen solle! In der Tat, dies ist ein künstlerisches Wagnis in der Komposition. Aber während die einen es bewundern, stoßen sich die anderen an der assyrischen Pracht, die mit dem schlichten Wesen des verherrlichten Meisters der Töne nach ihrer Meinung so wenig im Einklang steht. Ein Beethovendenkmal, sagen sie, sollte einfacher sein! Sie hätten wohl recht, wenn es sich hier wirklich um ein Beethovendenkmal handelte. Doch, was berechtigt sie zu diesem Glauben? Was den Künstler zu dieser Schöpfung drängte, war augenscheinlich nicht bloß und auch nicht in erster Linie die Verehrung für den großen Komponisten; er wollte in einer Zeit, wo jeder Schwachkopf die Phrase vom Übermenschen im Munde führt, der Menschheit das Bild eines Weltüberwinders vor Augen rücken. Daß er zum Vorwurf für solche Gestalt gerade die Züge Beethovens wählte, ist nicht das Wesentlichste an der Schöpfung. Er konnte für die Verkörperung seiner künstlerischen Intuition auch die Züge manches anderen wählen, der in heiliger Resignation und ernster, einsamer Größe sein Verhältnis zur Welt in die Worte hätte kleiden können: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Dennoch war es ein meisterhafter Griff, für die Verkörperung dieser Idee nicht eine, von religiösen oder vaterländischen Sagenstoffen schon reich umwobene Gestalt zu wählen, sondern denjenigen großen Einsamen herauszugreifen, der von dem lebenden Geschlechte noch voll empfunden wird als Kind der Gegenwart, als einer, der in Fleisch und Blut zu uns gehört und doch, unsterblich groß durch seinen inneren Adel, als schöpferischer Mensch und künstlerischer Offenbarer des Ewig-Menschlichen die Alltagswelt des Essens und des Trinkens, des Kaufens und Verkaufens, des Freiens und Sichfreienlassens so himmelhoch überragt.

Wer die Größe einer Beethovenschen Symphonie versteht, wer einsah, daß die Bedeutung dieser Tonschöpfungen darauf beruht, das innere, unaussprechliche Ringen ewig-menschlicher Empfindungen, wie Sehnsucht, Trauer, Trotz, Verzagtheit, Kühnheit, Heiterkeit, Mut, Resignation usw. ganz allgemein ausgedrückt zu haben, ohne daß die Komposition dabei bestimmte äußere Anlässe erkennbar macht, durch welche der Wechsel dieser Empfindungen bedingt ist, wer dies versteht, der sollte auch die Klingersche Schöpfung leicht verstehen können als die Verkörperung allgemein menschlicher Seelengröße, bei der die Maske des gewählten Antlitzes nur das auf die Gegenwart Berechnete, mehr Nebensächliche, der verkörperte Gedanke aber das Wesentliche und Ewig-Bleibende ist. Weltüberwindung ist nun aber das gewaltigste Streben und Empfinden, dessen eine Menschenseele überhaupt fähig ist, und darum ist die Häufung des edelsten künstlerischen Materials hier nicht bloß zulässig als eine „künstlerische Laune", sondern sie ist das allein würdige Gewand für die Darstellung dieses höchsten menschlichen Könnens.

Daß Klinger in der Tat den Unterschied zwischen dem Weltüberwinder — dem titanenhaften, wirklichen Übermenschen — und der gewöhnlichen Menschheit darstellen wollte, geht klar hervor aus den eigenartigen Beigaben, die der Thronsessel aufweist. Auf dem oberen Rande der Rücklehne ruhen eine Reihe von kleinen Gestalten, Männer, Frauen und ein Kind, hingestreckt im Schlafe oder träumenden Halbschlafe. Offenbar stellen sie das Menschengeschlecht in seiner Allgemeinheit dar; denn die große Masse befindet sich ja immer in einem geistigen Halbschlafe. Die meisten leben nicht, sondern lassen sich leben und werden gelebt, indem sie immer nur mitmachen, was gerade in ihrer Zeit nach Brauch und Sitte an der Tagesordnung ist. Sie gleichen — cum grano salis gesprochen — bloß dem Baron in Gorkis Nachtasyl, der in die Schule ging und konfirmiert wurde, Spiel und Tanz mitmachte, in stolzer Equipage fuhr und Geld verpraßte, sich verlobte und noch manches andere begann und doch von jeder einzelnen Handlung bekennen mußte: „Warum? — Keine Ahnung!" Sie schlafen und fühlen sich unangenehm gestört, wenn jemand sie aus ihrer Gedankenlosigkeit wecken will. Doch auch für solche Alltagsmenschen gibt es gewisse Anlässe, durch welche sie erwachen können. Wachgewordene sind auf den Außenwänden der beiden Seitenlehnen und der Rücklehne des Sessels als Reliefs dargestellt. Rechts ist der Sündenfall von Adam und Eva gezeichnet, links sieht man eine Tantalidengruppe, einen Tantalus, der seinen Hunger stillen möchte und die zurückweichenden Früchte trotz äußerster Anstrengung nicht erreicht, und eine Tantala, die im zurückweichenden Quell ihren Durst nicht löschen kann, so tief sie sich auch niederbückt. Das erste Paar ist nur erwacht, um sinnliche Leidenschaft und frivole Neugierde zu befriedigen; das zweite Paar erwachte bloß zum qualvollen Kampfe ums Dasein, zur rastlos sorgenvollen Lebensplage, wo man, gebrochen von der Fülle der Enttäuschungen, die Erde als den Tartarus empfindet. Dies sind die Wachgewordenen, die stets im Vordergrunde des Tageslebens stehen. Im Hintergrunde menschlichen Daseins, auf der Rücklehne des Thrones, der die Welt bedeutet, sind die gezeichnet, welche zu geistigem Leben erwachten. Da sieht man oben das Kreuz von Golgatha und trauernd darunter die Gestalten der Mutter Christi, der Maria Magdalena und der Maria, des Kleophas' Weib. Der Fuß des Berges aber verliert sich nach dem Meere zu, und aus diesem ist auf einer Muschel, begleitet von einer Nereïde, Aphrodite aufgetaucht. Die Göttin macht eine abwehrende Bewegung mit den erhobenen Armen, während die Nereïde die Hände zur Verstärkung eines augenscheinlich auch abwehrenden Rufes an den Mund gelegt hat; diese abwehrende Haltung gilt einem Manne, der, auf einem Felsvorsprung zwischen den oberen und unteren Gestalten stehend, mit heftiger Geberde sich gegen die Göttin wendet; er ist der Apokalyptiker Johannes. Wenn solche Zusammenstellung einen Sinn haben soll, so kann er doch nur dieser sein, daß, wer auf Erden zu sittlich-religiöser Höhe emporgestiegen ist, von denen, die er weckt, zu Kreuz und Trauer verurteilt wird, wer aber auftaucht aus den Tiefen des ästhetischen Empfindens, das Weh erleben muß, zurückgejagt zu sein ins bodenlose Element des Unbewußten, wo reiches Leben wohnt, doch sich nicht ausgestalten kann, weil man es hindert; der Herr des geistigen Tageslebens ist aber immer der Fanatiker, der sich wunder wie groß dünkt, wenn er im Abglanz der gekreuzigten wahrhaftigen Religiosität, asketisch eifernd, das Natürlich-Schöne, trotz seines göttlichen Adels, von seiner Felsenkanzel herab als sündhaft brandmarken kann. So sind die kleinen Geister dieser Erde! In ihrer Mitte weilend, und doch hoch über sie erhaben, thront als Unsterblicher der große Überwinder, der Menschheit wahrer Sohn. Der bläulich-violette Sockel seines Thrones ist ja eine Wolke, der blaue Hintergrund im Thron aber ist des Himmels Blau, aus welchem Engel schauen, deren einer mit dem Zeigefinger auf den Weltüberwinder weist.

Erhaben über Raum und Zeit, schaut sinnend dieser selbst in das Unendliche. Mit beiden Armen leicht gestützt auf seinen rechten Oberschenkel, ballt er die rechte Hand zur Faust, ein Abbild eherner Seelenruhe. Aus diesem Antlitz und aus dieser Rechten spricht nichts mehr von Leidenschaft, spricht nur die Willenskraft des Reingebliebenen, der ebenso entschlossen ist, dem Spiel des Lebens selbstlos zu entsagen,

wie auch entschlossen ist, den Sinn des Lebens kraftvoll zu enthüllen. Am Wolkenrande aber hängt der Adler, der alte Götterbote, der nach den Lippen dieses Lebensmeisters späht, begierig wartend auf das nächste Wort, das er dem künftigen Geschlechte auf der Erde als eine Botschaft der Befreiung, als einen neuen Weckruf bringen kann.

Der Künstler, welcher solches schuf, ist selber über die Welt des Kleinlichen hinausgewachsen; er will verstanden sein aus seiner Schöpfung, gemäß dem Goetheworte: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst."

O. Hartwich.

Die russische Kirche.

Von G. Schönwald.

V.

8. Die Sekten der russischen Kirche.

Rußland ist das Land der Sekten. Der einerseits zur Selbsterniedrigung geneigte, andererseits starrsinnige Russe mit seiner im allgemeinen geringen Bildung ist außerordentlich empfänglich für sektiererische Religiosität. Außerdem ist der staatskirchliche Charakter der russischen Kirche für die Entstehung und innere Gestaltung der russischen Sekten von jeher ein entscheidender Faktor gewesen. Der unter der Leibeigenschaft schmachtende Bauer fand in der Sekte im Gegensatz zur Staatskirche dasjenige geringe Maß von Freiheit, dessen auch der niedrigst gebildete und wenig von seiner Würde durchdrungene Mensch bedürftig ist.

Die Zahl aller russischen Sektierer, der Raskolniki (Raskol=Spaltung), wird von der offiziellen Statistik mit $4^1/_2$ Millionen entschieden unterschätzt. Genauere Kenner wollen wissen, daß 10 % der Gesamtbevölkerung Rußlands oder der sechste Teil aller zur Staatskirche gehörenden Raskolniki seien, so daß 13—14 Millionen und vielleicht noch mehr zu rechnen wären.

Man unterscheidet — der Raskol ist ein schwer übersehbares Wirrsal von Sekten — am besten drei Hauptklassen: die Altgläubigen (Starowjerzy), die Gruppe der „geistigen Christen" und die Sekten evangelischer Art und Richtung.

Die Altgläubigen bilden die Hauptmasse der russischen Sektierer. Sie sind infolge einer liturgischen Reformation im 16. und 17. Jahrhundert von der Staatskirche abgezweigt. Jene Reformation knüpfte sich an den Namen des energischen Patriarchen Nikon, der die liturgischen Texte, nachdem sich die Zaren ein Jahrhundert lang vergeblich darum bemüht, einer durchgreifenden Revision unterzog und sie von ihren im Laufe der handschriftlichen Überlieferung eingedrungenen Korruptionen reinigen ließ. Die Opposition der Altgläubigen gegen diese Reform richtet sich gegen sehr unwesentliche Veränderungen. Die revidierten Texte lesen für Jesus: Jissus, die alten: Issus; in den letzteren heißt es vom Gottessohn „gezeugt, aber nicht geschaffen", die Revision hatte das „aber" gestrichen; die revidierten Texte forderten ein dreifaches Halleluja, die alten ein zweifaches; die Orthodoxen schlagen das Kreuz mit drei, die „alte" Tradition nur mit zwei Fingern u. s. f. Das Eindringen westeuropäischer Sitten im Zeitalter Peter des Großen erzeugte seitens des stockrussischen Traditionalismus neue Auflehnungen: Die Starowjerzy verabscheuten das Rauchen, das Trinken von Kaffee und Tee, das Bartscheeren u. a. m. Nach vielen Gewaltmaßregeln wird den Altgläubigen heute immer mehr politische Gleichberechtigung zuerkannt und offizielle Duldung gewährt.

Das Aussterben der altgläubigen Priester — nur ein einziger Bischof war übergetreten, der die Weihen vollzog — führte im 17. Jahrhundert zu einer Spaltung der Starowjerzy in die priesterlichen Popowzy und die priesterlosen Bespopowzy. Die ersteren, zu denen im Nordosten des Asowschen Meeres die Donischen und Kubanischen Kosaken und andere südliche Teile Rußlands gehören, brachten es infolge der Streitfrage, ob die übertretenden Priester neu zu salben seien, zu einer Reihe weiterer Spaltungen. Ein Teil der Popowzy bezieht seine Priester aus der Staatskirche und lebt mit dieser uniert.

Die Bespopowzy haben das Priestertum und damit die Sakramente, außer der Taufe und der Beichte, ganz aufgegeben. Statt der kirchlichen Eheschließung haben einige Gruppen nur ein Gelöbnis vor den Bildern, andere eine Art aufhebbaren Konkubinats oder religiös=legitimierte „freie Liebe"; bei manchen ist das eheloſe Leben bei arger sittlicher Laxheit das Ideal. Die meisten dieser Gruppen verweigern dem Zaren die Fürbitte. Unter ihnen hat revolutionäre Gesinnung einen günstigen Boden. Einige dieser Sekten zeichnen sich durch besonderen Fanatismus aus: Die Philipponen empfehlen die Selbstverbrennung; die „Wanderer" oder „Läufer" ziehen in steter Flucht vor dem „Antichristen" ruhelos im Lande umher, ohne sich irgendwie um die staatliche Ordnung zu kümmern; die „Schweiger" in Bessarabien und an der unteren Wolga ließen sich sogar in großen Scharen deportieren, ohne mit einem Wort ihr Gelübde zu brechen; die „Neinsager" und die „Nichtbetenden" verachten jeden Kultus und anerkennen nichts Heiliges auf Erden.

In starkem Gegensatz zu diesen „Altgläubigen" und ihren Abzweigungen wissen sich die sog. „geistigen Christen", welche die offizielle Kirche zu den „Irrgläubigen" rechnet. Diesen allen ist entschiedene Verwerfung des äußeren Gottesdienstes, der Kirche und des Priestertums gemeinsam, sie betonen jedoch die Einheit des Gläubigen mit Christus durch den heiligen Geist in schwärmerischer Weise. Sie zerfallen in vier Hauptgruppen: die Chlysty, Skopzy, Duchoborzy und Molokany. Die beiden ersten verbinden ihren Mystizismus mit exzentrischer Schwärmerei, die beiden letzten mit rationalisierender Aufklärung.

Der Begründer der Sekte der Chlysty (= Geißler) oder „Gottesmenschen" ist ein russischer Bauer, in dessen reinem Leibe nach der Meinung seiner Anhänger Gott der Vater aufs neue auf die Erde herabgekommen sei. Die Lehre dieses neuen „Zebaoth" betont die Forderung, nichts Berauschendes zu trinken und nicht zu heiraten bezw. in der Ehe ehelos zu leben. Einem anderen Bauern teilte der Gründer von seiner Göttlichkeit mit und erklärte ihn zu seinem geliebten Sohne Christus. Dieser predigte und starb mit 40 Genossen den Märtyrertod unter polizeilicher Verfolgung, soll aber nach der Tradition der Sekte zweimal gekreuzigt, zweimal auferstanden und schließlich gen Himmel gefahren sein. Der Christustitel vererbte sich durch mehrere Generationen infolge neuer Ernennungen. Die „Gottesmenschen" sind im Prinzip Asketen, daß aber viele ihrer Handlungen dem „geschriebenen Gesetz" widersprechen, dünkt ihnen zum Teil als Beweis, daß der Geist sie treibt. Die durch einen „Gottmenschen" von Gott begangene häßliche Handlung erscheint ihnen „millionenmal besser als die beste menschliche Reinheit". Die gottesdienstlichen Versammlungen der Chlysty sind wenig erbaulich. Ihre „Propheten und Prophetinnen", die als stetig inspiriert gelten, leiten dieselben, geben „Ermahnungen" und „Offenbarungen", spenden das Abendmahl mit Brot und Wasser, auch mit Fleisch, das einer der Prophetinnen aus der Brust geschnitten ist, und führen mit den Gläubigen unter Selbstgeißelung und Absingung heiliger Lieder rasende Tänze auf, die zu unzüchtigen Orgien ausarten sollen. Die dabei erzeugten Kinder gelten nach Joh. 1, 13 als speziell „geistgezeugt" und „aus Gott geboren".

Von den Chlysti haben sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Skopzy (Selbstverstümmler) abgezweigt. Unwille über die sexuellen Ausschreitungen der ersteren führte diese zur wörtlichen Befolgung von Math. 19, 12, zur Selbstverstümmlung als Kennzeichen der Vollkommenheit, die sie an beiden Geschlechtern, zumeist erst nachdem diese Väter und Mütter geworden, vornehmen. Um sich ganz an Gott ergeben zu können, müsse der Mensch „den Engeln gleichen" und geschlechtslos werden. Sie nennen sich in

diesem Sinne die „Gemeinde der weißen Tauben". Sie wurden naturgemäß eifrig verfolgt. Im Jahre 1871 wurden beinahe 6000 ermittelt, von denen man viele nach Sibirien verschickte. Sie halten sich äußerlich zur Staatskirche, um sich zu verbergen, und sollen heute zahlreicher sein als ein gesund empfindender Mensch für möglich halten könnte. Die Macht ihrer Propaganda erklärt sich neben ihrem sittenstrengen Leben aus ihrem Glauben, daß die Zeit des letzten und neuen Christus dann erfüllt sei, wenn die mit dem „Siegel des Lammes" gezeichneten, d. h. Verstümmelten, die Zahl 144 000 erreicht haben würden.

Am weitesten von der Tradition der orthodoxen Kirche haben sich die erst Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstandenen Duchoborzen („Streiter des Geistes") entfernt. Ihr mystischer Rationalismus bekämpft den äußeren Gottesdienst und die Bilderverehrung, leugnet die Auferstehung und biegt die Menschwerdung Christi pantheistisch um. Die Autorität der Bibel tritt bei ihnen nächst der „inneren Offenbarung" an die zweite Stelle.

Der Name Molokanen (= Milchesser) — eine von der vorigen abgezweigte Sekte der „wahrhaft geistigen Christen" — bezieht sich darauf, daß sie in der Fastenzeit entgegen dem Kirchengebot Milch genießen. Sie wenden sich gegen die Sakramente, beichten Gott oder dem Bruder, leugnen die Trinität und betonen in ihren Versammlungen bei hoher Wertschätzung der Bibel die tötende Natur des Schriftbuchstabens.

Die bis hierher beschriebenen Raskolniki sind wilde Schößlinge der orthodoxen Kirche. Ganz andersartig zeigen sich die evangelischen Sekten in Rußland, deren Bewegungen den Protestantismus, den Baptismus und den Methodismus voraussetzen. Sie erfuhren durch die Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) naturgemäß Förderung. Von der offiziellen Kirche sind sie noch heute nicht eigentlich geduldet. Man faßt sie zusammen unter dem Namen Stundisten (Stundenleute). Südrussische Bauern lernten in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die bei den dortigen deutschen (schwäbischen und pfälzischen) Kolonisten gepflegten Erbauungsversammlungen kennen und begannen, da sie von den dort stets wiederkehrenden Begriffen „Sünde", „Heiligung", „Bekehrung" lebendige Vorstellungen gewannen und die sittliche und soziale Überlegenheit des deutschen Bauern von ihrer Unfreiheit aus würdigen mußten, solche „Stunden" auch in ihren Kreisen und in ihrer Sprache zu halten. Sie verbreiteten unter ihren Genossen die Bibel, blieben ruhig der Kirche angehörig und förderten sich sittlich sehr bedeutend, indem Trunk und Liederlichkeit unter ihnen verschwanden. Die 1867 vorkommenden Verhaftungen und gelinden Freiheitsstrafen waren der Bewegung günstig, ohne ihren innerkirchlichen Charakter zu gefährden.

Die aus Deutschland kommenden Baptisten gaben dem Stundismus bald ein anderes Gepräge, indem die von ihnen Gewonnenen formell aus der Staatskirche ausschieden, da der Baptismus als offiziell geduldet galt. Die Übrigen drängten nun ebenfalls zu selbständigen Gemeindebildungen, begegneten aber dabei dem Widerstand der Regierung. Das Märtyrertum gerichtlicher Untersuchungen diente des weiteren ihrer Ausbreitung, und eine in den Petersburger oberen Ständen entfachte methodistische Bewegung, die mit den bäuerlichen Stundisten Fühlung nahm, gab ihnen festen Rückhalt. In den achtziger Jahren lastete dann wieder Alexander III. orthodoxes Regiment schwer auf den südrussischen Stundisten. Niemals hat aber die Verfolgung ihre Ausbreitung dauernd gehindert. Über ganz Rußland verstreut zählen sie an zwei Millionen.

Die Stundisten (Baptisten, Altstundisten, d. i. baptistische und Jungstundisten, d. i. nichtbaptistische Stundisten) sowie die Paschkowianer — nach dem seit 1883 in der Petersburger Gesellschaft eifrig tätigen Obersten Paschkow benannt — haben an der Spitze ihrer Ortsgemeinden Laien-Älteste, einen Kultus mit Gemeindegesang, Schriftlektüre und -auslegung und vertreten in ihrer Lehre, soweit nicht andere russische Sektentraditionen einwirken und der Russe sie überhaupt zu begreifen imstande ist, die Grundgedanken eines evangelischen Pietismus. In manchen Stundistenkreisen haben die biblisch-sozialistischen Gedanken des Grafen Leo Tolstoi eine begeisterte Anhängerschaft gewonnen, wie sich überhaupt soziale Träume und Wünsche vielfach mit den religiösen Gedanken dieser auf den Boden des Protestantismus gehörenden Sekte verbinden.

* * *

Die obige Gesamtdarstellung über die russische Kirche hat sich bemüht, in jeder Hinsicht unparteiisch zu verfahren und weder auf Mißstände und Mißbräuche noch auf offensichtliche Abweichungen von dem Ideal des christlichen Wesens und Lebens, von dem jene Kirche in keiner Weise frei zu sprechen ist, Rücksicht zu nehmen. Es dringen gelegentlich bittere Klagen nicht bloß über die kläglichen innerpolitischen, sondern auch über die kirchlichen Zustände in Rußland zu uns herüber. Man klagt über das ausgebildete Staatskirchentum und seine Auswüchse, über die geringe Bildung, den unmoralischen Wandel und die Habsucht der Priesterschaft, den Aberglauben bei Hoch und Niedrig, die Veräußerlichung der Frömmigkeit, das Heidentum der Lehren und kultischen Bräuche, den toten Reichtum der Kirchen und Klöster — und man klagt mit einem traurigen Rechte. Einzelne in Rußland blicken wohl auch, ebenso wie auf die weltlichen Kulturerrungenschaften, mit Neid auf die Kirchen des europäischen Westens als die vermeintlichen Trägerinnen edler Volkssitte, die Bewahrerinnen wirklicher Heiligtümer, die wahren Lehrerinnen der Menschheit. Wir, die wir wissend sind, weil wir mitten darin stehen, können uns dabei freilich einer Art Augurenlächelns nicht erwehren. Wo in der Welt ist eine Kirche, die auch nur entfernt das wahre Gottesreich darstellte? Das Reich Gottes ist Liebe, Friede, Freude, Geduld, Sanftmut, Keuschheit, es kommt nicht mit äußerlichen Geberden, d. h. in äußerlich-prunkvoller Erscheinung oder christlicher Vielgeschäftigkeit, es ist auch nicht Essen und Trinken, d. h. äußerliche Zeremonie, sondern es ist eben geistiger Art. Je geistiger — allen sogenannten „biblischen Realismus" ausschließender — die Lehren einer Kirche sind, je radikaler ihre durch antike Weltanschauung approbierten und durch sündige Majoritätsbeschlüsse sanktionierten Dogmen beseitigt werden, je geringer an Zahl ihre „heiligen" Gebräuche sind, je bestimmter ihr äußerlicher Gottesdienst nur als menschlich-unvollkommenes Mittel zur wahren Auferbauung der Gemeinde Christi erkannt und gewertet ist, desto näher kommt sie dem göttlichen Reich, desto mehr Gotteskräfte gehen von ihr aus und desto mehr Früchte wahren Lebens wird sie unter ihren Gläubigen zeitigen.

Die Kirchen sind nun nach ihrer äußeren Erscheinung durchaus Menschenwerk. Sie stehen im Grunde gar nicht einmal auf dem eigentlich christlichen Prinzip. Das Reich Gottes, das Jesus verkündet, ist das Gegenteil von Organisation, von Machtsammlung und ihrem Gebrauch: regieren, reglementieren und bevormunden; es ist nicht Einheit durch Gewalt und Recht, sondern durch Geist, nicht Sammlung der Menschheit unter ein Haupt durch äußerliche Organisation oder Anschluß an einen bereits bestehenden Organismus wie im Staatskirchentum, sondern Einheit durch wahlfreies Ergriffenwerden der Persönlichkeit von dem Ideal. Jedem Menschenbruder solche Wahlfreiheit zu erwerben und zu sichern, dafür ist Jesus gestorben. Den freien Menschen, der Gott im Herzen trägt, den meinte er mit seiner Erlösung. Die Kirchen *können* das gar nicht sein, was Jesus im Auge hatte, als er das Reich Gottes verkündete, als er mit seinen Zwölfen den Anfang der Gemeindebildung machte. Sie können überhaupt nicht heilig sein, denn heilig ist und wird immer nur die Persönlichkeit, niemals irgend eine organisierte Masse, geschweige denn ein toter Brauch, ein Ort oder gar ein „heiliges Gerät". Wie die Menschen sind, so werden nun auch ihre Kirchen sein. Sind sie gemäß Rasse und Kultur, staatlicher und

bürgerlicher Aufgeklärtheit und vor allem gemäß ihrer Charakteranlagen für das reine Evangelium innerlich vergöttlichten Menschentumes reif, dann wird ihre Entwicklung von selbst zu kirchlichen Reformen drängen — sind sie es noch nicht, dann wird auch ihre Kirche auf einer niedrigen Stufe stehen. So besitzt imgrunde jedes Volk die Kirche, die es verdient. Denkende Freunde des Russenvolkes erwarten mit Recht eine Reform der russischen Staatskirche nur von einem vollständigen politischen Umschwung und Regierungssystemwechsel, der sich auf dem Boden höheren Kulturaufschwunges vollzieht.

Eduard Mörike.

I.

Jugendzeit und Vikariat; Cleversulzbach. 1804—1843.

Die Gedenkfeier seines 100. Geburtstages im September vorigen Jahres ist überall begangen worden, soweit die deutsche Zunge klingt, und gegenwärtig — ein Menschenalter seit seinem Tode — werden sieben Neu-Ausgaben seiner Werke vorbereitet; treffliche Biographien, sorgfältige Briefsammlungen und literar-ästhetische Essays haben uns Leben und Entwicklung des Dichters kennen, verstehen und lieben gelehrt.

Und doch, so herzlich man sich dieser etwas verspäteten Begeisterung um des Dichters — und des Publikums — willen freuen mag, wir müssen gleich am Eingang unserer kleinen Skizze ihn nachdrücklich gegen Überschätzung in Schutz nehmen; denn nichts kann seinem Andenken gefährlicher werden wie z. B. das übertreibende Urteil, welches ihn kurzweg den „schwäbischen Goethe" nennen möchte. Im Hinblick auf die Gesamtheit seines Schaffens ist Mörike etwa als Stern dritter Größe einzuschätzen, als lyrischer Dichter rückt er freilich in die vorderste Reihe der Größten.

Sein Leben kann daher auch nur insoweit interessieren, als es uns den Lyriker in ihm deutlicher verstehen lehrt. — Das erste Decennium seines Lebens, mit dem 8. September 1804 beginnend, floß dem Knaben dahin in Glück und Sonnenschein; alle Umstände vereinigten sich, um die Keime seiner Seele ungestört und unzerstörbar sich entwickeln zu lassen. Sein Vater war Arzt in Ludwigsburg, der zweiten Residenz des Königreiches Württemberg; er wird als ein Mann von größter Tüchtigkeit geschildert, nicht ohne Neigung zu philosophischem Denken. Seine Mutter, eine Pfarrerstochter, erweckte als treffliche Märchenerzählerin in ihrem kleinen Eduard die schlummernde Neigung zu Poesie und Phantastik. Dem Knaben war der häusliche Kreis der liebste, und fern von Eltern und Geschwistern fühlte er sich tief unglücklich, — am glücklichsten aber in völliger Einsamkeit; neben diesem träumerisch-mystischen Hange verrät sich aber auch deutlich schon der zu Scherz und Schabernack aufgelegte Schalk, — Gegensätze, zwischen denen Mörikes Stimmung zeitlebens hin und her pendeln sollte. —

Der frühe Tod des trefflichen Vaters zerriß des Hauses Bande, und Eduard wurde im Herbst 1817 nach Stuttgart in das Haus seines Oheims, des Regierungs- und Konsistorialrats Georgii gebracht, auf dessen Veranlassung er die Laufbahn des Theologen einschlagen sollte und wollte. Nachdem das Landexamen knapp bestanden war, wurde Mörike im Oktober 1818 der neu eröffneten Klosterschule zu Urach überwiesen, auf der er sich freilich als Musterschüler nicht gerade auszeichnen sollte. Doch seine schlechten Leistungen und die überaus strenge Schulzucht haben ihm die innere Stimmung nicht verdorben, vielmehr trieb ihn all das nur noch mehr in sich hinein, in seine eigene Welt des Schauens und Schwärmens; damals schrieb er die, für sein ganzes Wesen so bezeichnenden Worte, „daß eine gewisse Einsamkeit dem Gedeihen der höheren Sinne notwendig zu sein scheine und daß ein zu ausgebreiteter Umgang manche heiligen Keime ersticken und das Göttliche verscheuchen müsse". Stets sind für Mörike ein kleiner Verkehrskreis und die große Einsamkeit der Natur Bedürfnis und Bedingung seelischen Lebens und poetischen Schaffens gewesen; in Urach fand er beides in reichstem Maße und schloß hier — um anderer zu geschweigen — die Freundschaft fürs Leben mit Wilhelm Hartlaub. — — —

Im November 1822 bezog er das evangelisch-theologische Seminar zu Tübingen zu vierjährigem Studium. Auch hier war die Zucht sehr streng, und ein feucht-fröhliches Studentenleben hat er nicht kennen gelernt, — aber auch nicht vermißt. Die Luft der Kneipe und die Suada der Bierbank ist ihm stets so unsympathisch und unverständlich gewesen, wie das lärmend aufdringliche Treiben der damaligen Burschenschaften. Die Vorlesungen hat er wohl regelmäßig besucht, aber seine Gedanken waren doch meist da draußen, in seiner Welt; — und in dieser war ihm eine neue Offenbarung geworden: Eine Liebe, die erste und einzige große Leidenschaft seines Lebens, hatte ihm Seele und Sinne mit verzehrender Glut erfüllt, und der aus bitterster Enttäuschung entsprungene Schmerz erschloß ihm die geheimnisvollsten Tiefen des eigenen Innern.

Ein Ludwigsburger Gastwirt hatte auf der Landstraße ein ohnmächtiges Mädchen gefunden und dasselbe auf ihren Wunsch als Kellnerin in seine Wirtschaft genommen. Hier lernte Mörike sie kennen, als er die Sommerferien 1823 in der Heimat bei einem Freunde wohnte. Die Fremde machte den tiefsten Eindruck auf seine empfängliche Seele; sie muß von höchster idealer Schönheit gewesen sein; Herkunft und Schicksale hüllte sie absichtlich in geheimnisvolles Dunkel, doch sprachen Kenntnisse und Benehmen für gut bürgerliche Herkunft. — Nach Tübingen zurückgekehrt, kamen ihm bald schwere Zweifel an dem Adel ihres Wesens. Da erfuhr er, daß sie heimlich Ludwigsburg verlassen habe und in Heidelberg als Landstreicherin verhaftet sei, — und unbarmherzig gegen sich selbst riß er ihr vergöttertes Bild aus seiner verwundeten Seele. Um seinen Schmerz zu betäuben, zog er sich jetzt mehr denn je in eine Welt der Phantasie zurück und spann sich ein in romantisch-mystische Träume; so entstanden damals als freie Gebilde dichterisch spielender Einbildung die „Insel Orplid" mit ihrer Göttin Weyla, die erste Fassung des „Feuerreiters", der „Gesang zu Zweien in der Nacht" und „An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang"; am unmittelbarsten aber goß Mörike seinen Schmerz um die heilige Sünderin in jene fünf, unter dem Namen des „Peregrina-Cyklus" bekannten Gedichte.

Aber so sehr sich auch Natur und Freundschaft, Musik und Lektüre vereinten, um die Seelenwunde zu heilen, einen Balsam, den besten und des Mannes würdigsten, sollte Eduard Mörike entbehren: die Freude an der Arbeit. Denn je mehr er in Tübingen seinen inneren Beruf zum Dichter erkannte, desto unleidlicher erschien ihm das theologische Studium und das nun in beängstigende Nähe rückende Pfarramt. Und so beginnt mit dem Herbst 1826 für ihn die bewegteste und im ganzen unerquicklichste Zeit seines Lebens! — Kaum hat er ein Jahr als Vikar amtiert, da nimmt er vom November 1827 bis zum Februar 1829 aus Gesundheitsvorwänden Urlaub und benutzt die Zeit, um in eine andere Laufbahn überzutreten, — auch Schauspieler soll er haben werden wollen, jedenfalls spielte er bei einer Wandertruppe den Hofmarschall von Kalb. Aber, trotzdem u. a. Schwab und Uhland sich für ihn verwandten, wollte kein Versuch gelingen. Er erhielt weder eine Hofmeister- noch Bibliothekarstelle, die erhoffte Verbindung mit Cotta zerschlug sich, und ein endlich erlangter Redakteurposten in Stuttgart hatte nur die Wirkung, ihn für immer von seiner Neigung zum Berufe des Journalisten zu heilen. Seitdem erschien ihm der Vikar als das kleinere Übel, da er als solcher doch mehr Muße zu dichterischen Arbeiten habe, — und so griff Mörike reuig, wenn auch nur halben Herzens, wieder zum Talar. — — —

Zunächst ließ sich sein Vikariat unverhofft gut an,

vor allem, weil er sich im Jahre 1829 mit der Pfarrerstochter Luise Rau verlobte. Nach seiner rührenden Art hat er das schlichte, einfache Mädchen gar sehr überschätzt und ihr ein Verständnis für seine poetische Welt zugetraut, das sie nicht im mindesten besaß. Wir verdanken diesem Verhältnis eine Fülle anmutiger Briefe und sinniger Dichtungen, unter denen besonders die Sonette hervorzuheben sind. — Doch je länger, je deutlicher mußte Mörike erkennen, daß ihn „ein Traum betrüge". Sie konnten sich nicht verstehen, und die Kette von Verstimmungen, Vorwürfen und Enttäuschungen nahm kein Ende, bis die jungen Leute nach vier Jahren ihre Verlobung aufhoben.

Vorher hatte der Dichter, das Kommende ahnend, in seinem „Maler Nolten" ein ähnliches Geschick zweier Liebenden dichterisch behandelt. Dieser Roman, der einzige aus seiner Feder, erschien im August 1832 und fand im engeren Freundeskreise begeisterte Aufnahme, während das große Publikum ihn anfangs kaum beachtete; denn von dem, was die öffentliche Meinung damals bewegte, von Revolution und politischen Fragen, stand in diesem Werke nicht eine Silbe. — Die umfangreiche Erzählung bietet eine Fülle von Aufschlüssen über Leben und Entwicklungsgang des Dichters, was dem Biographen ja hoch willkommen ist, der rein künstlerischen Qualität des Werkes aber eher geschadet wie genützt hat. Indessen gehört der Roman wegen der herrlichen — an den Romantikern und vor allem an Goethe geschulten — Sprache und wegen der Fülle feinster psychologischer Kleinmalerei zu den reichsten und tiefsten, die wir besitzen, trotzdem das Mystisch-Romantische, zumal für unsern Geschmack, einen viel zu breiten Raum einnimmt und Komposition und Motivierung oft zu wünschen übrig lassen.

Außer dreißig eingestreuten lyrischen Gedichten enthält der „Nolten" im „Letzten König von Orplid" die einzige Arbeit Mörikes dramatischer Art; wir würden sie in dieser kurzen Skizze übergehen können, wenn nicht des Dichters Ansicht zu erwähnen wäre, daß sein poetisches Talent in erster Linie ihn auf das Drama hinwiese. Dieser Irrtum, wohl in seiner starken mimischen Begabung wurzelnd, hat ihn lange beherrscht; seit den Tübinger Jahren trug er sich mit dramatischen Entwürfen, namentlich aus der Geschichte der Hohenstaufen, und noch 1845 teilte er seinem Freunde D. F. Strauß einen solchen mit. — Aber jetzt, nach dem Erscheinen des Nolten und der Auflösung seiner Verlobung, fehlte ihm zunächst Stimmung und Ruhe zu größeren dichterischen Arbeiten, denn die Notwendigkeit, sich eine Existenz zu gründen, pochte täglich mahnender und drohender an die Tür. Erst nach vielen vergeblichen Bewerbungsversuchen erhielt der schon verzweifelnde Dreißigjährige seine Ernennung zum Pfarrer von Cleversulzbach. — —

Neun Jahre, trotz allem die glücklichsten seines Lebens, hat Mörike in diesem idyllischen Erdenwinkel des Neckarkreises verlebt. — Gattin und Kinder vermißte er nicht: die Mutter und die um zwölf Jahre jüngere Schwester Klärchen verwalteten ihm Haus und Hof, sorgten für Küche und Kleidung. Als er auf dem Dorffriedhofe neben die Mutter Schillers die eigene zur letzten Ruhe gebettet hatte, schlossen sich die beiden Geschwister nur um so unzertrennlicher aneinander; Schwester Luise und Bruder August waren gestorben, mit Karl und Adolf aber sah sich der Dichter genötigt, jede Verbindung abzubrechen, — ein neuer Beweis seiner negativen Energie, ihn dauernd schädigende und hemmende Personen, wo er sie nicht meistern konnte, von sich auszuschließen; mit Ludwig, der bei Schaffhausen ein Gut gepachtet hatte, stand Eduard zeitlebens in bestem Verhältnis, trotzdem der bequeme und immer vergnügte Bruder manche Anleihe bei ihm erhob.

Und in der Kasse des Pfarrherrn von Cleversulzbach herrschte unheilbare Ebbe; bis an sein Ende haben ihn die bösen Schulden nicht verlassen; stets bürgte und verlieh er ebenso unbekümmert, wie er von wohlhabenden Freunden borgte und sich von den Herren Verlegern Vorschüsse über Vorschüsse geben ließ. Dabei hat kaum ein Jünger der Musen anspruchsloser gelebt wie er. Daheim, die lange Pfeife im Munde, am runden Familientische abends lesend und plaudernd, — so ist er immer am zufriedensten gewesen. Seine Passionen waren der bescheidensten Art: Zeichnen und Schönschreiben, Schnitzen und Gravieren; stets ist er ein eifriger Sammler gewesen, namentlich von Autographen und versteinerten Tieren; noch mehr liebte er die lebendigen, besonders Hunde und Vögel; Gartenpflege und Blumenzucht waren ihm nicht minder Erholung und Bedürfniß, wie das einsame Wandern durch Wald und Feld.

Freilich seinen Bauern erschien ihr Pfarrer wohl manchmal etwas wunderlich, aber den stets freundlichen Herrn konnten sie doch wohl leiden. Ein idealer Landpastor im Sinne des Konsistoriums war Mörike indes nicht. — Wir sehen, wie er als Vikar dem geistlichen Berufe zu entgehen versuchte, und damals hatte er einem Freunde geschrieben: „Ich sage Dir, der allein begeht die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient." Den Konferenzen seiner Kollegen beizuwohnen, bereitete ihm stets Qualen, zumal dogmatische Fragen nie sein Interesse zu erregen vermochten; obendrein war er den Formen der katholischen Kirche nicht abgeneigt und hatte sich in seinem evangelischen Pfarrhause eine richtige Kapelle aufgebaut mit Kruzifix, Altar, Lampe und Reliquienschrein. Die Kinderlehre scheint ihm die größte Befriedigung gewährt zu haben; die übrigen Amtshandlungen suchte er dagegen schon sehr bald als für ihn zu angreifend auf Vikare zu übertragen, oder er lieh von Freund Hartlaub ein Dutzend Predigten oder bat die Pfarrer der Umgegend, für ihn die Kanzel zu besteigen, während er vor dem geöffneten Kirchenfenster im hohen Grase lag und lauschte. —

Der Vorwurf der Trägheit ist ihm denn auch nicht erspart geblieben, — und gewiß ist Mörike kein starker Arbeiter gewesen; wie er die Landschaft nicht in Dauer- und Kraftmärschen, sondern „in leichtem Wanderschweiße" zu durchschlendern liebte, so hat er sich stets gehütet, seine geistige Tätigkeit in anstrengende Arbeit ausarten zu lassen, — er würde sonst seinen dichterischen Genius hingemordet haben. Auch war sein Hang zu lässiger Bequemlichkeit in seiner stets schwachen Gesundheit begründet; dem 32jährigen bescheinigte sein Arzt „wiederholte Anfälle von Rückenmarksschlagfluß", und 1837 glaubte sich Mörike dem Tode nahe; fünf Jahre später sah er sich genötigt um seine Pensionierung einzukommen, da er sich gesundheitlich außer stande fühlte, allein seine Amtspflichten zu erfüllen, — und im September 1843 hat der Dichter Pfarramt und Cleversulzbach für immer verlassen.

Bemerkung der Redaktion.

Herr Pastor Steudel schickte uns in Erwiderung des Artikels „Zur Bremischen Kirchenverfassung" in der Beilage von Nr. 10 eine Darlegung seines Standpunktes, die wir wegen Raummangels erst in einer der nächsten Nummern bringen können.

Vom Büchertisch.

J. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger. Leipzig, Verlag von L. Haackmann, 1905.

Es ist ein zweifelhaftes und geringes Lob, wenn man von einem Buche sagt: „gut gemeint und reich an schönen Stellen"; doch läßt sich diesem neuesten des sonst mit Recht gefeierten Dichters kein größeres Lob spenden. Auf ein einstimmiges scheint der Verfasser selbst nicht zu rechnen, wenn er den Mönch, der das Manuskript zuerst liest, urteilen läßt: „Das Wichtigste ist der lebendige Glaube und der lebendige Christus. Und der ist da. Nach Fehlern mögen jene jagen, die sich an Fehlern freuen." (389.) Ja, das der „frohen Botschaft" damit gezollte Lob ist berechtigt, aber die Drucklegung ist's nicht, und sie wäre besser unterblieben. Oder glaubt der Verfasser im Ernst, „daß diese Aufschreibungen für diejenigen sich eignen, die nach einem einfältigen (!) Gotteswort suchen und nichts rechtes finden können. In Krankenhäusern, in Armenherbergen und Gefangenenhäusern gibt es genug solche Leute"? so ist er in einem zweifachen Irrtum befangen: er unterstützt das längst vorhandene und überschätzt seine Leistung, die allerdings „einfältig", aber nicht im guten Sinne des Wortes, ist. Doch wer weiß: da, wo das Lesen überhaupt noch eine seltene oder nur an katholischen Andachtsbüchern geübte Kunst ist, mag Roseggers

Roman allenfalls dankbare Leser finden; aber sicher nicht in protestantischen Ländern, wo man schon in der Volksschule den „Nazarener" aus der heiligen Schrift kennen lernt. Denn da überall wird man die schlichte, keusche Sprache der alten Evangelien der schwulstigen in Roseggers Mischmasch-Evangelium vorziehen. Von dessen zahllosen Irrtümern, willkürlichen Erfindungen und Fälschungen gar nicht zu reden! Ja, es tut mir leid, aber es muß gesagt werden, daß sich der Dichter auch solcher schuldig gemacht hat. Nur ein paar Beispiele statt vieler. Den zehnjährigen Jesusknaben macht R. zum Pagen am Hofe Pharaos und läßt ihn da seine Weisheit lernen. Der zwölfjährige hat es deshalb nicht mehr nötig, von dem Rabbiter (!) und Phariter (!) zu lernen; er lehrt sie. Zum Weibe am Jakobsbrunnen sagt Jesus: „Nicht weniger als fünf Männer hast du — im Kopf, und den du am liebsten hättest, den kannst du am allerwenigsten haben. (116.) Auf der Hochzeit zu Kana schmeckt den Gästen das Wasser wie Wein; denn es kommt nur drauf an, sagt der Meister mit Laune (!), daß der Trinker zur Ehre Gottes guten Muts ist . .; „es soll ihnen wohlbekommen". (117.) Auch sonst bemüht sich der Verfasser öfter um eine natürliche Erklärung — der Wunder, wie beispielsweise, wenn er das Kamel, das durch ein Nadelöhr geht, zu einem Kamelhaar verdünnt — (225), ohne daß es ihm mit einem einzigen gelänge. Die Taufe läßt der Verfasser bereits nach heutigem Ritus vollziehen. Die Jünger Jesu heißen schon Christen. „Was die Phariter (die Pharisäer) tun, ist so unsinnig, als wollte einer die Mücke säugen (!) und das Kamel verschlucken." (306.) Echt katholisch wirft sich der bekehrte Saulus dem Apostelfürsten Petrus zu Füßen. Genug. Der Dichterevangelist gehört zu den Exegeten, die das Wunder zu Kana umkehren, indem sie den Feuerwein des Evangeliums in Wasser, in schales Zuckerwasser, verwandeln. Ich wiederhole, er meint's gut. Aber gut meinte es auch der Sohn des Vikars von Wakefield, als er die Kupferstiche seines Vaters, um sie schöner zu machen, übermalte. Schad' um die Farbe! schad' um die Mühe des Dichters, der so viel Besseres zu bieten vermag. G. Dreydorff.

Gute Wandbilder nach Werken deutscher Meister.

Der Sinn für gute, namentlich deutsche Kunst ist wieder erwacht. Die Bestrebungen zur Verbreitung guter Kunst in allen Schichten unseres Volks sind eifriger und hoffnungsvoller als früher. Die Künstler selber haben es wieder gelernt, daß die Kunst nicht l'art pour l'art sein darf, und haben wieder ein viel größeres Interesse am Gegenständlichen, an den Motiven, durch die sie auch zu den Nichtzünftigen reden können. Auch die Mitarbeit der Kunst an der Pflege des religiösen Lebens ist unbestritten. Die Kunst kann und soll uns auch religiöse Werte vermitteln. Wir haben eine Reihe vortrefflicher Kunstwerke alter und neuester Zeit, die das vermögen. An uns aber liegt es, die religiöse Sprache dieser Meisterwerke lesen zu können, und wenn wir's können, auch andere, vor allem unsere Jugend, sie lesen zu lehren. Einige Bilder, die uns solche Dienste leisten, und die bei vortrefflicher Reproduktion den Vorzug haben, so billig zu sein, daß jedes bürgerliche Haus sie erwerben kann, seien im folgenden genannt und empfohlen.

I. Die vier Apostel, von Albrecht Dürer. Es sind Heilige im protestantischen Sinn, Apostel ohne Heiligenschein, aber Menschen mit dem Gepräge männlicher Überzeugung, mit dem Merkmal christlicher Persönlichkeiten: Paulus mit durchbohrendem Auge, mit der gewaltigen Seelenglut, mit der unbezwinglichen Energie, ein unbarmherziger Kriegsmann, wo es gilt, der Wahrheit Bahn zu brechen und die Heuchelei niederzuschlagen, und doch Vater mit zartem, weichem Herzen, wo es gilt, Seelen zu retten und zu pflegen, hinter ihm steht der lernbegierige, dankbar empfängliche Schüler mit seinen ehrlichen Augen zu ihm aufschauend, Markus. Auf dem 2. Bild hat die geistige Vorherrschaft Johannes, der Kämpfer in der Stille, der Meister im Bereiche des Sinnens, der, weil er im Denken so groß und tief, auch so sanft und milde als der „Apostel der Liebe" unter den Seinen waltet. Ihm gegenüber erscheint der hinter ihm stehende Petrus mit dem Schlüssel, das Bild edler Milde und geistiger Abgeklärtheit, als der Abhängige. Nach des Meisters Absicht sollen die vier Gestalten die vier Temperamente darstellen, sie sind aber zugleich die Repräsentanten evangelischer Frömmigkeit im Sinne der Reformation, wie die beigegebenen Sprüche bezeugen. — Diese Apostel sind in zwei Einzelbildern als farbige Kopien in vorzüglicher Reproduktion, die den Eindruck eines Originalgemäldes macht, erschienen bei E. Seemann in Leipzig, in der Größe 60×25, Preis je 5 ℳ, mit Passepartout 7 ℳ, mit geschmackvollem Rahmen 12 ℳ.

II. Julius Schnorr von Carolsfeld führt uns mit seinen klassischen Kartonzeichnungen, reizvoll durch eine gläubige und sinnvolle Auffassung wie durch die herrliche Linienführung in der Form, in die Welt der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments. Der Verlag von E. Kaufmann in Lahr hat es nun unternommen, 12 der Schnorr'schen Bilder aus dem Neuen Testament in verändertem, reichlich großem Format (40×53 cm) in farbiger Ausführung durch Professor Zimmer herauszugeben. Bei dem bisherigen Mangel an guten religiösen Bildern für Schule und Haus, die fromm und künstlerisch zugleich sind, bedeutet das Unternehmen ein Verdienst und ist eine Eltern und Lehrern willkommene Gelegenheit, auch an der Hand guter Bilder die Jugend zu unterweisen und sich selbst daran zu erbauen. Auch die Auswahl der Motive ist geschickt; sie zeigen 1) die Geburt Jesu, 2) die Flucht nach Ägypten, 3) den 12jährigen Jesus im Tempel, 4) Jesus und Johannes der Täufer, 5) die Bergpredigt, 6) Jesus mit den Kindern, 7) Jesus bei Maria und Martha, 8) den barmherzigen Samariter 9) die Hochzeit zu Kana, 10) Jesu Einzug in Jerusalem, 11) die Kreuzigung, 12) den Ostermorgen am Grab. In der farbenfrohen Behandlung werden die Gestalten noch plastischer und werden der Jugend noch mehr sagen, als in Schnorrs farbloser schöner Zeichnung. Bei Nr. 3 ist durch die Farbe eine ergreifende Naturstimmung, passend zu dem sorgenvollen Gang der Eltern, in das Bild hereingekommen. Die 12 Bilder sind in einer hübschen Mappe gesammelt, können aber auch sehr gut als Wandschmuck etwa zum Wechseln verwendet werden. Preis der ganzen Mappe 12 ℳ. Der Verlag (E. Kaufmann, Lahr in Baden) liefert auch einen eichenen Wechselrahmen zu 3 ℳ. dazu.

III. Einen der biblischen Gegenstände hat auch der größte deutsche Maler der Gegenwart, Fritz von Uhde, in origineller und tief religiöser Weise behandelt, nämlich „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Der Künstler, früher als Realist arg verschrieen, jetzt aber vielgerühmt und sogar zum Kirchenmaler berufen, hat dieses Werk als sein bestes Stück der religiösen Malerei bezeichnet; er hat hier den Vorgang, wie Jesus die Kinder segnet, so wiedergegeben, wie er ihn selber innerlich geschaut und empfunden hat auf dem Grunde der schlichten Erzählung des Neuen Testaments, echt menschlich, echt religiös und zugleich echt deutsch. Der Heiland ist ihm ganz Mensch, voll Freundlichkeit und väterlicher Liebe in der deutschen, sauberen Bauernstube sitzend, umringt von halbscheuen und beherzteren derben Kindern aus dem Volk; er ist's, der himmlisches Licht in die Seelen dieser Kleinen hineinströmen läßt. Dieses Bild hat E. Seemann in Leipzig als Lichtdruck in stattlicher Größe herstellen lassen. (60×78 cm, Preis 3 ℳ). Auch die einfarbige Wiedergabe läßt etwas spüren von dem reichen Inhalt und der feinen Lichtpoesie in Uhdes Meisterwerk.

Von solchen Lichtdrucken sind im gleichen Verlag mehrere Serien erschienen, eine Lieferung mit 10 Blatt zu 15 ℳ. Der inhaltsreiche Katalog, den die Firma jedermann auf Wunsch kostenfrei übersendet, gibt darüber wie über die zahlreichen farbigen Kopieen (z. B. die Sixtinische Madonna, Tizians Zinsgroschen, Corregios hl. Nacht in prächtiger Ausführung) genauen Aufschluß.

IV. In die Welt der Reformation führen uns zwei Werke, die ebenfalls vorzüglich reproduziert sind: die Wartburg und Luthers Porträt. Die Wartburg, als farbige Kopie erschienen bei E. Seemann in Leipzig, nach dem Originalaquarell von Braendel, läßt den Betrachter bei einiger Entfernung den Unterschied zwischen Original und Kopie nicht herausfinden. (Preis 5, bezw. 7 ℳ, in Rahmen 12 ℳ.)

Das Pendant dazu, Luthers Brustbild von Karl Bauer in München, ist bei B. G. Teubner in Leipzig als Künstlersteindruck erschienen (Größe 60×50 cm, Preis 5 ℳ). Der Künstler, der auch die Köpfe anderer großer Männer, wie Goethe, Schiller, Nietzsche in origineller Weise nicht in photographischem Sinn, sondern ihrem geistigen Wesen nach uns geschaffen hat, zeigt uns unsern Luther als den deutschen Volksmann, als den Kämpfer und Grübler in der Verbindung der Lebenskraft und melancholischen Wehmut, der bäuerischen Derbheit und des hohen Christenadels.

V. Ganz in die Gegenwart, in die Idylle des Landlebens und der Kinderfreude führt uns das Bild des Karlsruher Meisters Hans Thoma: „Kinderreigen", das in zweifacher farbiger Reproduktion bei E. Seemann-Leipzig zu haben ist, im größeren Format (50×34 cm) zu 6 ℳ, in kleinerem Format sogar zu 1 ℳ. Auch aus der wunderschönen Reproduktion klingt's uns entgegen: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein", spüren wir etwas von Schwarzwaldluft und gesunder Kinderlust. Auch der Mürrische, der sich im Geschäft geärgert oder ermüdet hat, wird wieder froh und frisch, wenn ihn die Gestalten dieses Bildes, derbe Schwarzwald-Kinder mit einigen Stadtmägdelein, auf der Wiese tanzend, von der Wand her grüßen. Schaffen wir uns und unsern Kindern Erhebung und Freude in die Stube durch dieses oder ähnliche Bilder!

VI. Noch drei Bilder mit Motiven aus der Kirchen- und vaterländischen Geschichte möchte ich nennen, die von künstlerischer Kraft, von deutscher Art und Frömmigkeit Zeugnis geben und als Wandbilder im Wohnhaus und in der Schule hervorragend geeignet sind:

a) „Die Germanentaufe" von Arthur Kampf. Welch knorrige urdeutsche Gestalten, die hier ins Wasser hinab steigen zur Taufe, die meisten wiederwillig, nur wenige überzeugt, einige noch schwankend! Welch' eine Gemütsinnigkeit auf den Gesichtern der deutschen Frauen! Welch' eine treuherzige Biederkeit in dem bärtigen, völlig unklerikalen angelsächsischen Priester! Welch' ein entzückendes Licht, die Morgenröte einer neuen Zeit und Kultur für das Germanenvolk, strahlt hinter dem tiefen Wald!

b) „Die Einsegnung der Freiwilligen 1813" ebenfalls von Kampf. Es ist die Wucht des kategorischen Imperativs, die Religion der Opferwilligkeit und Hingabe an das Gemeinwohl, die Liebe zum Vaterland aus Religion, echt protestantische Frömmigkeit, die zu uns spricht aus dem segnenden schlichten, greisen Prediger und aus den Gesichtern der Eingesegneten.

c) „Abendmahl in einer hessischen Dorfkirche" von Bautzer. Ein Meisterstück hinsichtlich der Charakterisierung des Volkstypus wie der feinen, intimen Lichtwirkung. Man fühlt die Feierlichkeit der Handlung und die heilige Ruhe des geweihten Raumes auch als Beschauer mit.

Alle drei Bilder sind im gleichen Format (100×70 cm), groß, farbig als Künstlersteindrucke, von den Künstlern selber auf Stein gezeichnet, von R. Voigtländer in Leipzig herausgegeben, jedes zu 6 ℳ.

Auch dieser Verlag stellt seinen Katalog gerne kostenlos zur Verfügung und bietet auch entsprechende Rahmen an.

Waldkirch. Kühner.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 12.

Bremen
Berlin.

12. März 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Erfreuliches und Unerfreuliches zum Fall Fischer. II. — Der Fall Heyn. 3. Gesuch der Gemeindekörperschaften der St. Jakobi Gemeinde an den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin. — Nachrichten. — Anzeigen.

Erfreuliches und Unerfreuliches zum Fall Fischer.

II.

Zu dem Erfreulichen können wir die tüchtige Verhandlung des preußischen Landtages vom 24. Februar*) rechnen, bei der die Liberalen, die nationalliberale und die freikonservative Partei zusammengingen, während die Konservativen sich hinter die grundsätzliche Erklärung zurückzogen, daß der Gegenstand nicht vor das Forum des interkonfessionellen Parlaments gehöre; ferner eine Sympathiekundgebung aus Hirschberg, die der „Bote aus dem Riesengebirge" mitteilt, und den glänzenden Verlauf der Versammlung in Karlsruhe mit der ausgezeichneten Rede unseres Freundes D. Brückner. Zu dem Erfreulichen muß nun auch das Unerfreuliche kommen, und fast nirgends reicht diese Bezeichnung aus für das, was wir berichten müssen.

Es ist uns seit langem klar, daß ein tiefer Riß besteht zwischen der von der Orthodoxie beherrschten offiziellen Kirche, die sich in den Kirchenleitungen wie in den Synoden darstellt, und der großen Mehrzahl der Laien. Schon die Tatsache, daß die Verurteilung von Harnacks Wesen des Christentums, wie von Delitzschs Vorträgen durch Pastoralkonferenzen und Synoden diesen Veröffentlichungen viel mehr den Weg in die weitesten Kreise der Laienwelt bahnten, als daß sie ihn versperrt hätte, machte diese Tatsache kund. Aber niemals ist sie deutlicher zu Tage getreten, als im Fall Fischer.

Wenn es richtig ist, daß das Kirchenregiment jenen Erlaß an D. Fischer durchaus wohlwollend gemeint habe, so sind die Laienmitglieder wenigstens weithin nicht mehr in der Lage, diese Art Wohlwollen zu begreifen. Wenn das Kirchenregiment gemeint hat, einen gangbaren Ausweg für D. Fischer im Konflikt mit einem Teil seiner Gemeinde in jenem Erlaß gefunden und gewiesen zu haben, so ist nicht nur für D. Fischer, sondern in den Augen der meisten Zeitgenossen dieser Ausweg ungangbar. Wenn in jenem Erlaß, gewiß ohne Bosheit, wie selbstverständlich, nur die bekenntnistreuen Gemeindeglieder genannt und Schutz und Förderung ihnen zugesagt wird, so fordern die dadurch als Gemeindeglieder zweiter Klasse behandelten Nichtgenannten aber unschwer zu Erkennenden ihr gleiches Recht an religiöse Pflege durch die Kirche und an die Förderung durch die Kirchenleitung. Wenn das Kirchenregiment die Ausführungen Fischers als dem Glauben der Kirche widersprechend bezeichnet, so erkennen Tausende von Gliedern dieser Kirche diese Ansichten als die ihrigen an. Wenn aus dem Erlaß klar ist, daß die Kirchenbehörde jene Anschauungen als zerstörend, als schädlich anerkennen will, so ist wie ein Aufatmen durch viele Kreise gegangen „Wir können noch Christen sein!" so haben höchst gewichtige Stimmen von Pfarrern, Laien und Professoren bezeugt: Nein! solche Anschauungen müssen Raum haben in der evangelischen Kirche, sie werden bauen und nicht zerstören helfen.

Kirchenleitung und Kirchenglieder verstehen sich nicht mehr nach Gedanken, Stimmung und Wollen. Das ist unerfreulich, nein, das ist tief schmerzlich. Es kann in der evangelischen Kirche keine unfehlbare, selbstherrliche Kirchenleitung geben. Die Stimmen aus der Gemeinde müssen gehört werden. Die Kirchenleitung, die mit Gewalt ihre Sonderansicht, der doch die Ansicht nicht nur großer Volksmassen, nicht nur des größten Teiles der Presse, nicht nur der evangelischen Majorität des Parlaments, sondern auch einzelner Männer, die unmöglich verachtet werden kann, entgegentrat, durchsetzen wollte, wird sich jedes Einflusses auf die Mehrheit ihrer Glieder berauben und wird die Wirksamkeit derer, die durch ihre andersartige Anschauung die Verbindung jener Mehrheit mit der Kirche noch aufrecht erhält, lähmen. Jetzt, wo jene erkannt und bekannt haben, „wir können noch Christen sein", jetzt beginnt die schwere verantwortungsvolle Arbeit des Liberalismus, dieses Bekenntnis zu vertiefen zu dem anderen: „Wir wollen Christen werden". Aber leisten kann er diese Arbeit für die Kirche nur als kirchlicher Liberalismus, wenn die Kirche seine Arbeit freiläßt. Keinen Schutz, keine Protektion, keine Förderung, keine Anerkennung, — nur Freiheit zur Arbeit will er haben. Dann kann, dann wird es ihm gelingen, jene der Kirche immer fremder und verständnisloser gegenüberstehenden Kreise ihr wieder zu gewinnen, zu ihrem eigenen Segen, zum Segen der Kirche, zu religiöser und sittlicher Vertiefung des Volkslebens.

2. Aber freilich, die die offizielle Kirche beherrschende orthodoxe Partei steht dieser Sachlage verständnislos gegenüber. Sie will nur und immer nur ihr Recht. Unerfreulich, nein, jämmerlich ist es: kein Wort der sachlichen Auseinandersetzung, kein Versuch des Verständnisses, nicht einmal eine ruhige Darlegung des Inhalts von D. Fischers Vortrag ist uns begegnet, nur Schelten, Verdammen untermischt mit

*) Ein Abdruck des stenographischen Berichtes liegt unserer Nummer bei. So brauchen wir auf die trefflichen Reden der Abgeordneten Fischbeck, D. Hackenberg und Frhr. v. Zedlitz nicht einzugehen. Die konservative Presse hat dem D. Hackenberg seine Rede sehr übel genommen, besonders, weil er sie vor einer „so gemischten Hörerschaft gehalten hat, aber auch, weil er als Mitglied des Generalsynodalvorstandes in Sachen Fischer noch Richter sein wird. Die „Kreuzzeitung" vom 11. März druckt aus dem „Evang. kirchl. Anzeiger" folgendes ab: „Noch bedenklicher ist das Auftreten D. Hackenbergs einzuschätzen, wenn man bedenkt, daß er sich nicht gescheut hat, in einer Sache das Wort zu ergreifen, in der er noch berufen sein wird, als Richter ein Wort mitzureden. Er hat als Mitglied des Generalsynodalvorstandes höchstwahrscheinlich, da der Generalsynodalvorstand berufen werden wird, in Gemeinschaft mit dem Evangel. Oberkirchenrat das Urteil zu fällen, die Pflicht, amtlich bei der Entscheidung mitzuwirken. Um so mehr ist es zu beklagen, daß sich D. Hackenberg nicht entblödet hat, das Wort zu nehmen. Denn es ist unerhört, daß solche Männer, die als Richter zu fungieren haben, in die Arena hinabsteigen, um an einer Hetze sich zu beteiligen." — Diese Ausführungen sind recht unvorsichtig, denn Herr Adolf Stöcker ist bekanntlich der erste gewesen, der die Angelegenheit D. Fischers, von der er annehmen konnte, daß sie vermutlich den Generalsynodalvorstand, zu dem auch Stöcker gehört, beschäftigen werde, vor eine Volksversammlung gebracht hat. Gilt also auch von Herrn Stöcker der Satz: „Denn es ist unerhört, daß solche Männer, die als Richter zu fungieren haben, in die Arena hinabsteigen, um an einer Hetze sich zu beteiligen."? U. A. w. g.

Entstellungen, Verdrehungen, Verkleinerungen und Verleumdungen.*)

Es ist ein schlechtes Zeugnis für das geistige und sittliche Niveau des Leserkreises dieser Blätter, daß sie ihm ohne Protest aus seiner Mitte solches fortgesetzt bieten können. Ist denn in diesen Kreisen ganz und gar das achte Gebot vergessen, aus dem von ihnen so hoch gepriesenen Katechismus Luthers, der auch zu den Bekenntnissen gehört, denen sie fortgesetzt Treue schwören und für die sie kämpfen? Dort heißt's nicht nur, daß verboten ist: lügen, trügen, afterreden oder bösen Leumund machen, sondern dort heißt's, daß es geboten ist: sondern ihn (den Nächsten) entschuldigen, Gutes wirken, reden und alles zum besten kehren.

Aber wir sind überzeugt und haben persönliche Äußerungen darüber, daß neben den Agitatoren, von denen das Wort gelten muß: sie wissen in ihrer Parteiverblendung nicht was sie tun, viele in jenen Kreisen sind, die diese Schäden erkennen und verurteilen. Nur die Parteisolidarität, die Sorge um die Einmütigkeit des Protestes, die Furcht, daß die Gegner (die man ehrlich als Feinde Christi denkt) auch nur einen Schein des Rechts gewinnen könnten, hält sie zurück. Das ist die furchtbare Gefahr des Parteiwesens, daß es so leicht die Wahrhaftigkeit des einzelnen lähmt und bindet.

So müssen wir, nicht gern (wir hätten besseres zu tun), diese Schäden ans Licht stellen, vielleicht gewinnen jene Frommen doch Mut, ihre eigenen Führer zurecht zu weisen.

Ist's eine wunderliche Art von Mut und Zutrauen zu sich, selbst immer nach dem Schutz der Behörde zu rufen, so ist es eine Unverfrorenheit, dieser Obrigkeit in gleichem Atem zu drohen. Noch ganz kürzlich hat der „Reichsbote" über eine Rede berichtet, in der es nach seinem Bericht heißt:

Menschlich geredet, liegt die Entscheidung jetzt beim Evangelischen Oberkirchenrat. Wir alle haben das Gefühl: unsere ganze Landeskirche steht vor einem entscheidungsvollen Moment und das Kirchenregiment in der verantwortungsvollsten Situation! (Lebhafter Beifall.) Wir sind der festen Zuversicht, daß sich der Evangelische Ober-Kirchenrat des schweren Ernstes der Sachlage ganz bewußt ist, (Lebhafte Zustimmung) und daß er danach auch die Entscheidung treffen wird! (Lebhafter Beifall.) Zwei Möglichkeiten gibt es nur: entweder, woran wir aber nicht denken können und was wir nicht für möglich halten: Der Evangelische Ober-Kirchenrat sanktioniert Glauben und Unglauben als zwei gleichberechtigte Richtungen in der Kirche — und dann zerschlägt sich die Form unserer Landeskirche. (Lebhafte Zustimmung.) Das ist die unabwendbare Konsequenz. Dann aber werden Tausende und Abertausende lebendiger Christen einer solchen Weltkirche den Rücken drehen (stürmischer Beifall) und gar manche Pastoren werden bei solcher Sezession des Volkes auf den heiligen Berg mit dabei sein. (Lauter Beifall.) Oder die andere Möglichkeit: der Evangelische Oberkirchenrat gibt ohne den bekannten Kompromißstil mit Wenn und Aber ein kräftiges, entschiedenes Zeugnis für den Glauben ab. (Langer, stürmischer Beifall.) Dann aber wird der Alb von uns genommen und ein allgemeines Aufatmen wird kommen und ein neues Leben wird aufblühen.

Also die alte Lehre: „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut." Wie man das Konsistorium in den schärfsten Ausdrücken angriff, bis es dem Drängen der positiven Agitatoren nachgab, so lobte man seine Treue, als es gehorsam gewesen war. Jetzt beginnt mit einer Versammlung, auf die wir vielleicht noch zurückkommen müssen und in der jene oben zitierten Worte gesprochen wurden, das gleiche Schauspiel mit dem Oberkirchenrat. Wir sind gespannt, wie diesmal die Wirkung sein wird. In orthodoxen Kreisen nennt man dies Verhalten offenbar: „Gehorsam gegen die von Gott geordnete Obrigkeit!"

Doch wir können die Parteigenossen in Behörde und Agitationskomitee zu gegenseitiger Aussprache sich selbst überlassen, aber ein anderer Punkt betrifft die ganze Kirche.

Unvermeidlich ist der Irrtum, daß das Wesen der Kirche, ja das Wesen des Christentums beurteilt wird nach

*) Nur einige Beispiele für unsere Behauptung:

Entstellung: In der „Kreuzzeitung" vom 2. März 1905 heißt es in einem Artikel: „Videant consules" (wie oft in der orthodoxen Presse): „Wenn D. Fischer, Pfarrer an St. Marcus in Berlin, in seinem bekannten Vortrag behauptet, daß die Offenbarung Gottes für das moderne Bewußtsein versunken sei ..." (in der Vorlage gesperrt) — — in dem Vortrag D. Fischers heißt es Seite 5: „Das religiöse Bewußtsein der alten Zeit hat sich an göttliche Offenbarungen (Vorlage gesperrt) gehalten. Erscheinungen und Wundertatsachen mußten ihm die Gottheit bezeugen und göttlich gegebene Deutungen solcher Dinge waren der eigentliche und unentbehrliche Gegenstand des Glaubens, so daß oft die Offenbarung, ihr Buch, ihre Deutung an die Stelle der Gottheit selbst trat.

Diese ganze Offenbarungswelt (von uns gesperrt) nun ist für das moderne Bewußtsein versunken . . . . . so kann von einer Offenbarung im alten Sinne (von uns gesperrt) nicht mehr die Rede sein." Fischer denkt so wenig daran, die Selbstoffenbarung Gottes zu leugnen, daß er wenige Zeilen später von dem Erlebnis Gottes, d. h., daß der Mensch Gott erlebt, redet. —

Verdrehung. Daß die liberalen Geistlichen das Recht freier Äußerung ihrer persönlichen und erworbenen Überzeugungen fordern, soll das „liberale Papsttum" sein, als ob sie diese Überzeugungen der Gemeinde aufdrängen wollten. Der aber, der nun in der vordersten Reihe der liberalen Pfarrer steht, D. Fischer, sagt in seinem Vortrage: „Denn ihr (der Pastoren) religiöses Wissen muß Erkenntnis sein und muß selbständige Gestalt in ihnen gewonnen haben, dann erst werden sie die hohe Lehrkunst üben können, nicht ihre Lehre der Gemeinde beizubringen, sondern selbständige religiöse Intelligenz zu wecken und im Gange zu erhalten" . . . . (von uns gesperrt).

Verkleinerung. Daß orthodoxe Volksversammlungen höchst bedeutsam, liberale gänzlich bedeutungslos sind, daß einmal behauptet wird, daß die 3000 Unterschriften der Markusgemeinde für D. Fischer lediglich der ausgezeichneten Organisation des kirchlichen Liberalismus zuzuschreiben sind, während ein andermal renommiert wird, die Positiven könnten 10 000 aufbringen gegen D. Fischer, und dergleichen Dinge, die freilich die Lektüre dieser Organe einem fast zur physischen Pein machen, sei nur berührt. Erbärmlich aber ist es, wenn man die Person des Mannes, um den es sich handelt, herunter zu reißen unternimmt. Die „Kreuzzeitung", verantwortlich gezeichnet von dem mit D. Fischer und den Tatsachen in St. Marcus wohl bekannten Herrn Bernhard Irmer, schreibt unter dem Stichwort von der „ungewöhnlichen Beliebtheit" Fischers und unter dem Hinweis, daß man von ihm behaupte, daß er sich eines „besonders großen Ansehens" erfreue. „Dazu stimmt die in der Gemeinde und auch in weiteren Kreisen allbekannte Tatsache, daß in der fast 40 000 Seelen zählenden Gemeinde Sonntags nur etwa 40—60 Leute die Predigt ihres „allverehrten Seelsorgers" anhörten, sehr schlecht." Wir könnten, wenn wir nicht das Zählen von Kirchenbesuchern bei ihren Kollegen orthodoxen Pastoren, Kandidaten und Stadtmissionaren überlassen müßten, weil wir zu anderen Zwecken den Gottesdienst besuchen, mit Beispielen dienen, wo „allverehrte" positive Seelsorger ebenfalls vor leeren Bänken predigen und zwar in nach dem Wahlergebnis zweifellos ganz orthodoxen Gemeinden. Wir weisen nur auf die der „Kreuzzeitung" und den Orthodoxen in der Markusgemeinde sehr unliebsame Tatsache hin, daß trotz rastloser jahrelanger Agitation für den einzigen positiven Geistlichen der Gemeinde durch den positiven Parochialverein — Prediger Fischer die meisten Konfirmanden und Beerdigungen hat. Juckt übrigens die Herren Orthodoxen von St. Markus das Ohr nach einem Liedlein über Boykott von Pastoren der Landeskirche, Erschwerung der Amtstätigkeit eines Pfarrers, prinzipiell durchgeführte Spaltung einer Gemeinde bis auf die Kinder herab und ähnlichen Dingen, so vermuten wir, daß der liberale Parochialverein von St. Markus in der Lage ist, dies Liedchen anzustimmen.

Als Verleumdung endlich bezeichnen wir's, wenn in einem Artikel des „Reichsboten" über die Rede Hackenbergs der Verfasser zu sagen wagt: „Daß wenig Mut und noch weniger Geist dazu gehört, protestantische Kirchenbehörden wegen treuer Erfüllung ihrer Pflicht anzugreifen und hierfür bei urteilslosen Leuten billige Popularität zu erlangen, ist beklagenswert, aber bekannt. Ebenso, daß mit Vorliebe liberale und mittelparteiliche Geistliche nach den wohlfeilen Lorbeeren solcher Volksgunst verlangen. Was Hackenberg bei der vorgenannten Debatte gesagt hat, unterschied sich nur durch die Quantität, nicht durch die Qualität von den geschmackvollen Lamentationen, die wir seit Wochen in allen politisch und religiös freisinnigen Zeitungen über den Fall Fischer lesen. Er hat zwar für die moderne Theologie und den Pfarrer Fischer, die den ganzen Skandal mit voller Absicht provoziert haben, nur Worte uneingeschränkter Anerkennung und schmeichelnden Lobes, die angegriffene Kirchenbehörde aber beschuldigt er unter dem Schutz der Immunität der Übereilung, Kompromittierung des geistlichen Standes und der Erweckung des Scheines, als ob die Geistlichen zur Heuchelei gezwungen würden. Er hat das Gegenteil getan. Seine Rede, auf deren friedenstörende Wirkung schon von anderer Seite hingewiesen ist, mag als Agitationsrede für die Fischerfreunde eine bemerkenswerte Leistung sein, erreicht diesen bewußt gewollten Zweck aber nur auf Kosten der objektiven Wahrheit."

dem Verhalten der herrschenden Partei und es muß immer wieder betont werden, wo dies nötig ist, wie weit das Christentum jener Partei, die in ihren Führern handelt, vom wirklichen Christentum entfernt ist. So hat die Gesinnungsroheit, die aus folgenden Sätzen des oben in der Anmerkung zitierten Kreuzzeitungsartikels spricht, weder mit der christlichen Kirche noch gar mit dem Christentum selbst einen auch nur entfernten Zusammenhang, wenn es dort heißt:

„Treten Hunderte, treten Tausende aus der Kirche aus, das kann nur zu ihrer Gesundung dienen; sie kann froh sein, daß sie sie los ist, denn sie waren nur ein Hemmnis in ihrer freien Aktion vor allem gegen den Tertius Gaudens, gegen das höhnende Rom."

Und welchem Schicksal überläßt nach eigener fester Überzeugung dieses Organ der Rechtgläubigkeit, die Austretenden:

„Der Schwamm lebt von den gesunden Säften des Baumes, von ihm gelöst, fällt er der Fäulnis anheim!"

Da also langt die parteimäßige Rechtgläubigkeit an, bei der Lieblosigkeit des Hohns über die nach ihrer Meinung Verirrten!

Die Verbissenheit aber, die aus diesen Worten spricht, wie alle jene Erscheinungen in der Polemik, daß man die Behörde bald schilt, bald lobt, bald ihr sein Zutrauen ausspricht, bald sie bedroht, wie jene kleinen, jämmerlichen und häßlichen Mittel, sie zeigen ein grämliches, mürrisches, verkniffenes Antlitz dieser Partei — kein frohes Leuchten der Siegesgewißheit, nicht die Großmut derer, die ihrer Sache sicher sind, keinen der Liebeszüge eines weltüberwindenden (nicht die Welt niedertretenden) Glaubens. Das ist nicht der Ton des Propheten, das ist wie das Keifen eines alten Weibes. Und wie greisenhaft jene Absperrung von allem Werdenden, jene polternden Behauptungen ohne Beweise, jene Scheu vor dem Kampf mit neuen Meinungen, jene Sehnsucht sich abzuschließen, Türen und Fenster zu versperren gegen den Geist der neuen Zeit, der auch aus Gott gekommen ist.

Wie gefährlich, wenn die neue Generation voller Fragen und Probleme, voller Pläne und Schaffenslust dies grämliche Antlitz für das wahre Gesicht der Kirche des Evangeliums hält. Eine Maske ist's nur, zur Zeit dem wahren Wesen der ewig jungen evangelischen Kirche vorgehalten. Arbeiten heißt's, in allen Lagern und Parteien für die, die glauben an die ewig junge Kraft des Evangeliums, daß diese Maske fällt.

3. Und nun noch eins!

Die Mitglieder unseres Kirchenregiments gehören fast alle der orthodoxen Partei, nur wenige der Mittelpartei an. Wir haben keinen Grund, an ihrem besten Willen zu zweifeln, in dieser ernsten Lage die beste Entscheidung zu fällen. Aber sind sie sich unter einander wirklich genug dazu? Kennen sie die Strömungen, Bewegungen, Motive und Gedanken des kirchlichen Liberalismus wirklich so genau (daß die Presse der Orthodoxie sie nicht kennt und nicht versteht, ist gewiß), daß sie der Beratung und Aussprache mit solchen Männern, die diesen Liberalismus aus eigener Anschauung und Liebe seit Jahren kennen, entraten können? Kann man auch ohne den Mann, über den man entscheiden will, persönlich zu kennen, nur nach den gedruckten Äußerungen hinter deren wissenschaftlicher Formulierung die Persönlichkeit doch zurücktreten mußte, nur nach Gutachten anderer, ein gutes Urteil fällen? Muß man nicht von einer Kirchenbehörde und bei so zarten Fragen, wie denen nach dem inneren Erleben und Leben, ein anderes Verfahren erwarten, als irgendwelche Verwaltungsordnung mit kalten Paragraphen es vorschreibt, auch ohne das hochnotpeinliche Disziplinarverfahren? Unseres Wissens ist weder wie oben, noch wie hier angedeutet, ein Schritt geschehen. Das ist unerfreulich, weil die Gelegenheit günstig wäre, hier einen Schritt vom Juristischen (das an sich der evangelischen Kirche fremd ist) ins Evangelisch-Kirchliche vorwärts zu tun.

Der Fall Heyn.

3. Gesuch der Gemeindekörperschaften der St. Jakobi Gemeinde an den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin.

Einem hohen evangelischen Oberkirchenrat erlauben sich die unterzeichneten Ältesten und Gemeindevertreter der Jakobikirche in Greifswald nachstehendes Gesuch zu unterbreiten.

Der seit April 1890 an unserer Kirche angestellte Pastor Immanuel Heyn hat von dem Patron der Kirche, dem Magistrat von Berlin, dazu aufgefordert, am dritten Adventssonntage 1901 seine Probepredigt in der Petrikirche in Berlin gehalten.

Unter dem 16. Januar d. Js. hat das Konsistorium der Provinz Brandenburg sich dahin ausgesprochen, daß es den Prediger Heyn nicht zur Probeaufstellung in der Petrikirche zulassen könne.

Als Grund für diese Entscheidung hat das Konsistorium angeführt, daß eine größere Anzahl von Stellen des Predigtbuches „Der Herr ist der Geist", die von dem Probst Freiherrn v. d. Goltz als Taktlosigkeiten bezeichnet wären, von dem Konsistorium selbst aber schärfer bezeichnet würden, geeignet seien, „die Gemeinde an der Autorität des Wortes Gottes, wie an der Bedeutung der Person Jesu Christi und der göttlichen Heilswahrheiten irre zu machen, auch Mißtrauen gegen bekenntnistreue Prediger zu erwecken".

Durch diesen Bescheid, der ohne unser Zutun überall gelesen und gekannt ist, muß jeder, der die Amtswirksamkeit unseres Geistlichen nicht kennt, auf die Meinung kommen, derselbe sei außer Stande, bei seiner Geistesrichtung eine christliche Gemeinde zu leiten und zu erbauen. Dem gegenüber fühlen wir uns verpflichtet, folgendes zu erklären:

Pastor Heyn steht streng auf dem Boden des Evangeliums. Seine Auffassung der Heilswahrheiten deckt sich freilich nicht mit der der orthodoxen Pastoren unserer evangelischen Kirche; sie ist aber die einer sehr großen Anzahl evangelischer Pastoren und die des überwiegenden Teiles der Laien unserer Kirche, insbesondere der hiesigen Jakobigemeinde, deren gesetzliche Vertreter wir sind.

Als solche verwahren wir uns auf das ernstlichste dagegen, daß wir und unsere Gemeinde uns durch die Predigten unseres Pastors an der Autorität des göttlichen Wortes oder an der Person Jesu Christi hätten irre machen lassen. Im Gegenteil verlangen wir Prediger, die nicht in orthodoxen Bahnen gehen, sondern solche, die uns Anstöße unseres Denkens beseitigen und uns Glauben und Wissen versöhnen helfen.

Wir erlauben uns auch an die Worte unseres allverehrten und geliebten Kaisers Wilhelm I. zu erinnern, die derselbe als Prinzregent in seiner Ansprache an das neugebildete Staatsministerium am 8. November 1858 richtete. Betreffs der evangelischen Kirche lauten diese Worte: „In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat." Und an einer anderen Stelle: „Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer ins Auge zu fassen." Auch Sr. Majestät der Kaiser Friedrich und Sr. Majestät der jetzige Kaiser Wilhelm II. haben sich oft in ähnlicher Weise ausgesprochen.

Wenn man nun als das erste Erfordernis eines segensreich in der Gemeinde wirkenden Predigers das ganze Verhalten des Menschen ins Auge zu fassen hat, so erfreut sich Pastor Heyn in dieser Beziehung der vollsten Anerkennung der Mitglieder seiner jetzigen Gemeinde, auch derer, die in einzelnen Punkten von seiner Lehrmeinung abweichen.

Wirkt Pastor Heyn aber so an den Seelen der Pfarreingesessenen der Jakobigemeinde in Greifswald seit fünfzehn Jahren mit großem Ernst, Eifer und Erfolg, so glauben wir, daß seine seelsorgerliche Tätigkeit ihm auch an einer

anderen Gemeinde bald Anerkennung, Achtung und Liebe erwerben würde.

So ungern wir auch Pastor Heyn aus unserer Gemeinde scheiden sehen würden, so wäre es doch geradezu verletzend für uns, wenn er uns nur aus dem Grunde erhalten bleiben sollte, den der Bescheid des Konsistoriums gegen seine Zulassung in Berlin anführt. Auf einzelne Stellen der vorerwähnten Heynschen Predigtsammlung einzugehen, sind wir schon deshalb nicht in der Lage, weil der Bescheid des Brandenburgischen Konsistoriums solche nicht bezeichnet.

Wir bitten deshalb den hohen evangelischen Oberkirchenrat, die gesamte seelsorgerliche Tätigkeit des Pastors Heyn zur Grundlage der Beurteilung der schwebenden Frage zu machen, und durch Aufhebung des Bescheids des Brandenburgischen Konsistoriums vom 16. Januar 1905 die angegriffene Ehre unseres verehrten Pastors wieder herzustellen.

Diese Eingabe ist von sämtlichen Ältesten und Gemeindevertretern unterzeichnet.

Nachrichten.

Allgemeines.

Über den gegenwärtig im Reichstage zur Verhandlung stehenden sogenannten **Toleranzantrag** (Entwurf eines Reichsgesetzes, betreffend die Freiheit der Religionsübung) hat der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß eine Denkschrift ausarbeiten und sämtlichen deutschen Kirchenregierungen zugehen lassen. Diese sehr beachtenswerte Denkschrift ist jetzt im vierten Heft des „Allgemeinen Kirchenblatts" von 1905 im Druck erschienen und von der Verlagshandlung (Carl Grüninger, Stuttgart) zum Preise von 30 Pfg. für das Stück (25 Pfg. bei Abnahme von 25, 20 Pfg. bei Abnahme von 50 Exemplaren) portofrei zu beziehen. Der Betrag kann in Briefmarken oder durch Postanweisung eingesandt werden.

Protestantisches.

Bremen. Evangelischer Bund. Am Montag, den 20. März, abends 8 Uhr, wird Herr Professor D. Mirbt aus Marburg im Gewerbehause einen Vortrag halten über „Katholizismus und Ultramontanismus". Der Eintritt ist unentgeltlich. Die Mitglieder und Freunde des Evangelischen Bundes sind herzlich eingeladen.

Karlsruhe. Herr Stadtpfarrer D. Brückner hat in Karlsruhe und Mannheim vor großer Zuhörerschaft einen Vortrag über „Der Fall Fischer in seiner symptomatischen Bedeutung" gehalten. Wir bringen von den treffenden, mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen des Redners heute nichts näheres, da wir hoffen, daß der Vortrag gedruckt werden wird.

Rheinland. Daß der Erfolg der Umfrage des rheinischen Konsistoriums bei den Synoden über „Die Bedeutung der geistlichen Ortsschulaufsicht in der Gegenwart" dem Herrn Kultusminister unbequem war, ist begreiflich, daß seine üble Laune sich zu einem unberechtigten Angriff auf das Konsistorium verdichtete, daß es sich der Zustimmung der vorgesetzten Behörde nicht versichert habe, berührt peinlich. Es wäre noch schöner, wenn den kirchlichen Behörden und den Synoden der Mund durch Stimmungen im Kultus- oder sonst einem Ministerium verboten werden sollte, wo es sich um eine Lebensfrage in Kirche und Volk handelt. Das „Evangelische Gemeindeblatt" konstatiert: „Soviel ist jedenfalls gewiß, daß die rheinischen Pfarrer ohne Unterschied der Richtung dem Konsistorium für seine vorjährige Vorlage dankbar sind und gegenüber dem schroffen und unberechtigten Angriffe einmütig auf seiner Seite steht."

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik, Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Wollsachen
werden z. Kleiderstoffen, Buckskin, Teppichen u. Decken umgearb. i. d. Grünberger Wollweberei G. Allmendinger, Grünberg (Hess.)
Proben frei.
Mechanische Weberei.
Handweberei.

In meinem Verlage ist erschienen:
Katholizismus und Ultramontanismus.
Vortrag gehalten im Anschuß an den
Fall Bachstein
von Prof. Dr. Ziller, Vors. d. Zweigvereins Osnabrück des evang. Bundes.
Preis 20 Pf.
J. G. Kisling, Osnabrück.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Die Religion des Neuen Testaments
1. Reihe der
Religionsgeschichtlichen Volksbücher
herausgegeben von Fr. Michael Schiele.
1. Band (über 500 Seiten) in Ganzleinen Mk. 3,40.
Inhalt: Vorwort des Herausgebers — Prof. Wernle: „Die Quellen des Lebens Jesu" — Prof. Bousset: „Jesus" — Prof. v. Dobschütz: „Das apostolische Zeitalter" — Prof. Vischer: „Paulusbriefe" — Prof. Wrede: „Paulus".
Für die Bezieher der Einzelhefte halten wir Einbanddecken der „Religion des Neuen Testaments" I. Bd. zur Verfügung samt Titel, Inhaltsverzeichnis und Vorwort des Herausgebers 70 Pfg. (Porto 10 Pfg.)
. . . So spüren wir überall einen heiligen Ernst, eine umfangreiche Arbeit, eine staunenswerte Offenheit. „Hamburger Nachrichten", 7. II. 1905.
Gebauer-Schwetschke, Druckerei u. Verlag m. b. H., Halle a/S.

Empfehlenswertes Konfirmationsgeschenk!
Luise Kugler:
Spruchbuch
5. Auflage.
Hochelegant geb. mit Goldschnitt
Mk. 6.—.
In allen Buchhandlungen vorrätig.
Verlag von Carl Schünemann
Bremen.

112 BRAUSE & Co ISERLOHN
Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze.
Berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2.—Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Das kirchliche Frauenstimmrecht.
Von
Martha Zietz.
Preis 20 Pfg.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Die der heutigen Nummer beiliegende Broschüre, betreffend: „Der Fall Fischer im preußischen Abgeordnetenhause", empfehlen wir der geneigten Beachtung unserer Leser.

Gleichzeitig empfehlen wir den Prospekt der Firma Georg Reimer, Berlin, über Konfirmationsgaben.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.